

A-4954.

„Baltische Monatshefte“

HB

53346/3

Baltische Monatshefte



Heft 3

März 1939

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 3,80; Einzelheft Ls 1,40;
für Estland: vierteljährlich Ekr. 3,80; Einzelheft Ekr. 1,40;
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich
RM. 2,40; Einzelheft RM. 1,—

Manuskripte sind an die Adresse der Akt.-Ges. „Ernst Plates“, Riga,
M. Monetu iela 18, zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten
Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigelegt ist.

Verlag der A.G. „Ernst Plates“, Rīgā, M. Monetu ielā 18

Postisches-Konto 1983

Inhalt:

	Seite
Wolfgang von Sibers: Der Wald	129
Wolfgang Wachtsmuth: Vom Blut der baltischen Deutschen	134
Nieselotte von Kosen: Die Bauern von Ohföli	145
Leo Graefenkels: Bevölkerungsbewegung eines lettischen Landkirch- spiels in 150 Jahren	149
Dagmar d. Behn: Landwirtschaftliche Ertragssteigerung durch Melio- rationen	154
Johann Wücht: Der volksbiologische Kampf der Deutschen in Süd- slawien	157
Aus dem Schrifttum der Zeit	163
Politische Chronik:	
Lettland	167
Estland	175
Deutsches Schauspiel zu Riga	179
„familie — Sippe — Volk“	183
Wissenschaftliche Umschau	184
Der deutsche Bauer im Baltikum / Ein Engländer sieht das Empire	
Bücherbesprechungen	188
Martin Luserke, Der eiserne Morgen / Rose Plamer-Petelin, Das heilige Band / E. G. Kolbenheyer, Das gottgelobte Herz / Gert Schick, Ein Spaziergang durch den Alltag / Josef Wießalla, Gowin sucht das Genie / Monika Hunius, Menschen, die ich erlebte, Meine Weihnachten / Anna Schieber, Ludwig Jugeler / Beiträge zur Kunde Estlands	
Mitarbeiter dieses Hefts	192

Der Wald

An mein Elternhaus trat der Wald dicht heran. Es waren Birken mit einigen alten Kiefern und einem dichten Unterholz aus Wacholder, Hasel und jungen Fichten, die mein Vater gepflanzt hatte. Drei alte riesige Fichten standen ganz nah am Hause. Einer hatte der Sturm in Dachhöhe den Gipfel gebrochen, von da an war sie in zwei Stämmen gewachsen. Ihre Äste hingen bis zur Erde hinab und zwischen ihnen war eine Futterstelle für Fasanen; unten lag es voll trockener Nadeln. Aus dem Fenster sah ich die Meisen auf den schneebedeckten Zweigen umherklettern, die sich im Winde wiegten. Ihr Rauschen klingt mir noch eben in den Ohren.

Der Park — so nannten wir das Wäldchen — wurde wild gehalten; nur die schmalen Wege durchfuhr sonnabends ein Gartenjunge mit dem Strauchbesen. Fiel ein Baum über den Weg, so wurde er durchgesägt, so daß der Weg wieder frei war. Das übrige blieb liegen.

Hier wuchsen wir auf. Trockene Äste waren für uns Haar- und Flugwild. Aus der Borke der alten Kiefern schnitzten wir unsere Böte. Und das Farnkraut rausten wir uns als Streu für unsere Lager. Abends sahen wir die Hasen in den Garten hoppeln und in der Dämmerung auf den Grasplätzen Männchen machen. Mein Vater nahm mich auf seine Wirtschaftsfahrten mit und lehrte mich Wild und Vögel kennen. Er zeigte mir in einem bebüschten Feldgraben die ersten Rebe, wo sie vor der Fliegenplage Schutz suchten. Und den ersten Fuchs, den ich zu sehen bekam, haben wir zusammen am Feldrande beschlichen. Turmfalke und Hühnerhabicht, Wespen- und Mäusebussard waren für mich bald lebendige Begriffe. Und zum Walde, auf dem das Hauptgewicht der Wirtschaft lag, bekam ich von meinem Vater eine feste Einstellung.

Einige Begebenheiten gruben sich tief in mein Gedächtnis. Ich hatte ein Schaukelpferd aus Lindenholz, dem der Kopf fehlte. Als wir einmal an einen jungen Lindenbestand kamen, den mein Vater selber gepflanzt hatte, bat ich ihn, doch einen Baum für meinen Pferdekopf absägen zu

lassen. Da schlug er mir die Bitte ab, weil der Baum noch jung sei und noch viele Jahrzehnte wachsen könne.

Mein Vater hatte sein Erbe mit einem wenig gepflegten Walde übernommen, hatte den Schlagplan geändert, viel entwässert und sandiges Ackerland aufgeforstet. Am Südufer unseres Flusses hatte er Linden und Eichen gepflanzt. Das Ufer fiel dort steil ab. Im roten Sandstein hatten die Erdschwalben ihre Löcher. Wenn die Linden blühten, lag der süße Duft schwer über dem tiefen dunklen Wasser. An quelligen Rändern des Wirtschaftshofes, an Wegen durch anmooriges Gelände und an einigen Stellen am Flußufer standen Eschen. Einmal, als wir eine steckengebliebene Angel am Fluß freizumachen suchten und uns ein Forstknecht statt einer Eller eine junge Esche als Latte schlug, sah ich meinen Vater sehr zornig werden.

Auf der Flußseite des Hauses wuchsen mehrere alte Birken. Das Flüstern in ihren Zweigen und die Lichtbahn des Mondes auf dem Wasser waren lange Zeit für uns der Inbegriff einer Herbstnacht. Einmal, als ich meinen Vater fragte, wie alt die Birken wohl seien und wie alt sie noch werden könnten, meinte er, sie würden nicht mehr lange stehen, und ich müßte sie umhauen und neue pflanzen, wenn er selber nicht mehr wäre.

So wuchs in uns Kindern die Achtung vor dem Walde auf, dessen Leben länger war als unseres und das unserer Eltern. Die Bäume, die das Haus umgaben, hatten schon vor meinem Vater dagestanden und sollten auch nach mir sein. Die ganze Trennung vom väterlichen Gute schlug nicht so tiefe Wunden, wie die Abholzung, die ihr folgte. Schonungen wurden abgehauen und wieder zu Acker gemacht. Junge Eschen aus den Alleen wurden zu Brennholz geschlagen. Mehrfach bin ich später auf unserem ehemaligen Gute gewesen. Ich habe die Ansiedlerhöfe mit den Augen des selbstwirtschaftenden Landwirts gesehen und bei vielen meine Freude an der geleisteten Arbeit gehabt. Doch die Stubbenländer, die als kümmerliche Weide genutzt wurden, schmerzten wie ein Stich in die Brust. Die Denkart, die in dem Wald das kaum nutzbare Anland sah, das dem Acker als Kulturboden weichen mußte, war uns fremd.

*

Heute leben wir in stark veränderten Verhältnissen. Wenige von uns besitzen noch neunenswerten eigenen Wald. Andere aber meinen auch das Letzte, das sie haben, umhauen und roden zu müssen, um ihm als Acker einen höheren Gesamtertrag abzuzwingen. Es scheint fast, daß im gegenwärtigen Zustand unserer Volksgruppe eine Frage wie die des Verhältnisses zum Walde von sehr geringer Wichtigkeit ist. Denn unser Einfluß

in der Gestaltung unserer Heimat ist eben gering. Die allgemeine Richtung aber im Aufbau des Landes entfernt sich vom Waldbau.

Sowohl bei den Nachbarländern des Nordens wie den des Nordwestens spielt der Wald und die Waldwirtschaft im Verhältnis zu den andern Bodenkulturen eine weit größere Rolle, als das heute bei uns der Fall ist. Und wenn wir zurückblicken auf die Wirtschaft unseres Landes in seiner Vergangenheit, so bietet sich uns dasselbe Bild. Die Meinung, in unserem Lande auf die Dauer eine lebensfähige Landwirtschaft ohne Wald schaffen zu können, stammt erst aus den Jahren des Umbruchs. Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, uns Mitteleuropa als Vorbild zu nehmen. Dort ist der Landstand vor allem Nährstand. Seine Hauptaufgabe liegt dort in der Bewältigung der Ernährung des eignen Volkes. Für die Landwirtschaft unserer Länder bietet die Ernährung der eignen Bevölkerung keine Schwierigkeiten. Mit zunehmender Erzeugung wächst vielmehr die Schwierigkeit des Absatzes. Denn auf die Dauer kann ja ein Land, das einem Großraum angehört, nicht auf die Abnahme solcher Güter rechnen, deren Erzeugung sich in andern Ländern desselben Raumes günstiger gestaltet.

Wer sich unsere Heimat füngemäß in einen europäischen Großraum eingliedert denkt, wird diese Tatsache nicht außer Acht lassen dürfen. Das Beispiel Dänemarks mit seinem hochentwickelten landwirtschaftlichen Export, das vielen als Zukunftsbild vor Augen schwebt, ist falsch, weil die Erzeugungsbedingungen der Landwirtschaft in einer andern Gleichgewichtslage zum Walde stehen. Nicht umsonst behauptet sich der Wald sogar im Herzen Deutschlands in den Mittelgebirgslagen — die geographisch unserem Lande vergleichbar sind — we eine ruhige Entwicklung durch längere Zeit das Gleichgewicht gefestigt hat. Doch die wirtschaftliche Seite dieser Frage weiter auszuführen, geht über den Rahmen dieses Aufsatzes. Es scheint aber auf der Hand zu liegen, daß in unserem Lande eine Landwirtschaft oder ein Landstand ohne Wald auf die Dauer kaum zu einer gesicherten Stellung kommen kann.

Auch die Geschichte unserer Landschaft spricht zu Gunsten des Waldes. Nachdem vor ungefähr 10 000 Jahren, also erdgeschichtlich noch in jüngster Vergangenheit, unser Land unter dem abschmelzenden Eise zum Vorschein kam, ergriff die Tundra von ihm Besitz. Ihr folgte mit dem Zurückweichen des Eises nach Norden und dem Wärmerwerden der Witterung der Birkenwald. Im nördlichen Finnland und in Skandinavien ist diese Zeit mit ihrer Pflanzen- und Tierwelt noch eben lebendig. Freilich, um das Inlandeis noch zu erreichen, müssen wir im Flachlande nordwärts über die nördliche Küste des Festlandes hinausgehen oder in das Hochgebirge hinauf-

steigen. Dann finden wir da hinter der Birkenwald- und Sunda-zone noch die Eiszeit.

Bei uns folgte auf die Zeit des Birkenwaldes ein trockenes warmes Klima, in dem die Kiefer in den Wäldern zur Herrschaft kam. Dann wurde es feuchter und milder, und das Land bedeckte sich mit dem sogenannten Edbellaubwald aus Eichen, Almen und Linden. In ihm wohnte eine Tierwelt, die der Deutschlands glich; Rothirsch und Wildschwein waren ihre Vertreter. Die Buche, die heute den Wäldern Deutschlands so stark ihr Gepräge gibt, fehlte, denn auf ihrer Wanderung nach Westen hatte sie unser Land noch nicht erreicht. Die Stämme der Eichen aus unserer Wärmezeit liegen als schwarze Eichen zum Theil noch auf dem Grunde der Flüsse und Seen.

Auf diese Wärmepériode trat eine nicht unerhebliche Verschlechterung des Klimas ein. Eiche, Linde und Ulme gingen zurück, und die Buche, die jetzt soweit westlich vorgeedrungen war, konnte das Land nicht mehr besetzen. Herrschend wurde wieder die Birke, die Espe, und mit ihr ein neuer Einwanderer aus dem Osten, — die Fichte. Sie begann eine ähnliche Rolle hier zu spielen, wie die Buche in Mitteleuropa. Durch ihre Fähigkeit, im Schatten zu wachsen, und ihr dichtes Nadeldach, in dessen Schatten kein anderer junger Baum aufkommen konnte, wurde sie herrschend in unseren Wäldern. Die Kiefer wurde von ihr auf die ganz armen Böden, wie die Dünen und anderen Sandfelder, oder in den Morast verdrängt.

Jedes Stück Land, das nicht ganz extreme Verhältnisse zeigt, wird, wenn es sich selbst überlassen bleibt, auch heutzutage letzten Endes vom Fichtenmischwald bedeckt. Zuerst kommen wohl die schnellwüchsigen Laubbäume wie Ellern, Birken und Espen. Doch in ihrem Schatten wachsen die Fichten heran. Zuerst überwachsen und unterdrücken sie die Ellern, die keine lange Lebensdauer haben und nicht sehr hoch werden. Dann erreichen sie die Birken und Espen, die allmählich ihre Altersgrenze erreicht haben. Erst wenn Stürme in den hoch und alt gewordenen Bestand der Fichten Lücken reißen, können die lichtbedürftigen Laubbäume wieder Fuß fassen. Und nur auf den ärmeren und trockneren Sandböden behaupten sich die schnellwüchsigeren anspruchslosen Kiefern neben der Fichte.

So ist der Fichten-Birken-Mischwald die natürlichste und verbreitetste Waldform in der Gegend unseres Landes. Und zugleich wohl die schönste und einträglichste. Denn die Birken geben ein wertvolles Nutzholz, das nicht viele Länder in dem Maße bieten können, die Fichten aber die Masse des Industrie- und Bauholzes. Und die hellen, schlanken Stämme gut gewachsener Birken im Dunkelgrün eines hohen Fichtenbestandes geben

den Anblick eines Waldes, wie er von keinem anderen in unserem Lande übertroffen wird.

Zu der Tierwelt dieses Waldes gehören Elch, Fuchs, der weiße Waldhase und das Auer-, Birk- und Haselwild. Rotwild und der graue Feldhase sind Einwanderer, die mit dem Vordringen des Ackerlandes, von Süden her kommend, erst spät unser Land besiedelt haben. Ihre Vermehrung in allerjüngster Zeit zeigt deutlich, in welcher Richtung sich das Anfließen unserer Landschaft verändert. Die Geschichte des Waldes hat einen sehr langsamen Ablauf. So finden wir die Reste der Tundra und der Birkenzone bei uns noch heute lebend zurückgedrängt an den Morasträndern mit einem der typischen Vertreter ihrer Tierwelt, den weißen Hühnern. Und wir finden die Wälder der Wärmezeit noch auf den besseren Böden der Küsten, auf entlegenen Inseln größerer Moore und im Süden des Landes.

Unser heutiger Wald ist kein Urwald, sondern eine durch den Menschen stark beeinflusste Pflanzengemeinschaft. Die richtig angewandten Pflegemaßnahmen sollen hier nur die natürliche Entwicklung erleichtern und fördern. Daneben setzt aber schon vor dem Altwerden — der Schlagreife — des Waldes eine Nutzung ein. Solange nur schwächere Bäume weggenommen werden und auf eine natürliche Lichtung hingearbeitet wird, der jeder Bestand im Alter entgegengeht, ist diese Nutzung auch eine pflegerische Maßnahme. Oft aber werden aus Gleichgültigkeit oder Unkenntnis des Werdegangs eines Waldes gerade die stärkeren Bäume herausgeschlagen. Oder der Wald kommt durch Beweiden nicht über die Ellerngebüsch-Stufe hinaus. Wer offenen Blickes durch unsere Bauernwälder geht, wird viel mehr verwahrloste Wälder mit verkrüppelten Bäumen finden, als schlecht gepflegte Felder. Denn das Verständnis für Wald- und Waldbau ist unseren Bauern weithin fremd.

Die ablehnende Einstellung zum Wald stammt aus zweierlei Quellen. Die eine ist das bäuerliche Denken längst vergangener Zeiten. Der Bauer sah im Walde, den Wiesen und Weiden den kulturlosen Boden, der dem Acker — als Brotpfender — weichen mußte. Fällen, Roden und Umbrechen war hier Pflicht und Ehrensache. Diese Anschauung wurzelt noch so tief, daß es viele z. B. nicht übers Herz bringen können, ein gutes Stück Neuland zu Kulturwiese oder Weide zu machen, auch wenn die Wirtschaft es zu diesem Zweck viel mehr benötigt als zu Acker. Stärker ist noch die Abneigung gegen Waldpflege und Waldbau. Die Zuteilung von Staatswald an Ansiedler stammte zum Teil aus solch einer Denkungsart. Ihr fehlte der Blick über eine Generation hinaus, denn beim Walde erntet nicht

der, der ihn säte. Auch die politische Unsicherheit, die zur Zeit des Umbruchs bestand, trug zur Abkehr vom Waldbau bei.

Die andere Haltung, die eine waldfeindliche Denkungsart speiste, sah in ihm nur das Objekt der Ausbeutung. Jegliche Bindungen zum Lande und Gedanken um seine Zukunft waren ihr fremd. Denn der Holzhandel befand sich weithin in jüdischen Händen. Wir aber sollen wissen, daß in unserem Lande der Wald der Landschaft seine Gepräge gibt und wohl auch der Wirtschaft in einem höherem Maße einen Rückhalt zu geben vermag als es die Gegenwart sieht. Deshalb soll der Wald für uns ein Erbe sein, das wohl genutzt, aber nicht ausgebeutet werden darf. Und diese Einstellung soll ebenso eindeutig zu unserem Geistesgut gehören, wie unsere Anschauung von Grund und Boden, von Arbeit und Verdienst.

Wolfgang Wachtsmuth

Vom Blut der baltischen Deutschen

Zwei Fragen sollen uns in der nachfolgenden Untersuchung ¹⁾ beschäftigen:

1. Hat das jahrhundertlange Wohnen der baltischen Deutschen in andersvölkischer Umwelt fremdes Blut der deutschen Volksgruppe zugeführt oder nicht? Und wenn ja, — dann in welchem Umfange?
2. Aus welchen deutschen Volksstämmen vornehmlich rekrutiert sich das baltische Deutschtum?

* * *

¹⁾ Der knappe Raum, der hier der Behandlung der Frage von der „Zusammensetzung des Blutes der baltischen Deutschen“ zur Verfügung steht, gestattet keine eingehende Darstellung, sondern nur Ausblicke und Hinweise. Auch auf genaue Quellenangaben im Text mußte aus demselben Grunde verzichtet werden. Am Schluß des Aufsatzes findet sich ein summarischer „Hinweis auf Quellen“, der natürlich keinerlei Vollständigkeit anstrebt. Aus dem reichsdeutschen Schrifttum wären vor allem die großen Stamm- und Ahnentafelwerke (z. B. das „Deutsche Geschlechterbuch“, der „Gotha“, die Leipziger „Stammtafeln in Listenform“, die „Ahnentafeln berühmter Deutscher“ etc., etc. zu erwähnen); ferner die führenden Fachzeitschriften, wie die Leipziger „Familiengeschichtlichen Blätter“, das Görlitzer „Archiv für Sippenforschung“, der Dresdener „Roland“ usw. Schließlich haben eigene, schon vor einigen Jahrzehnten angestellte Forschungen in den baltischen und Petersburger Kirchenbüchern auch als Unterlage für die nachstehenden Ausführungen gedient.

Vor der Beantwortung der beiden obigen Fragen sei die völkische Situation im ostelbischen Deutschland kurz geschildert und dann zum Vergleich herangezogen.

Bis zur Völkerwanderung war das heutige deutsche Ostelbien germanischer Volksboden. Dann zogen die germanischen Stämme in ihrer Hauptmasse ab; in die leer gewordenen Räume rückten vor allem slawische Völkerschaften und nahmen den bisher germanischen Volksboden ein.

Um das 12. Jahrhundert begann sodann eine rückläufige deutsche Bewegung. Eine zum Teil friedliche, zum Teil kämpferische Rückgewinnung Osteliens setzte ein, das wieder deutscher Volksboden wurde. Gewiß ist dabei die nichtdeutsche Bevölkerung zu einem Teil vernichtet worden. Aber die Theorie von ihrer Ausrottung hat sich nicht bewahrheitet. Vielmehr stellt die heutige ostelbische Bevölkerung Deutschlands das Ergebnis einer Verschmelzung der seit dem 12. Jahrhundert einwandernden Deutschen mit den vorher dort ansässigen Slaven, alten Preußen etc. dar²⁾.

Ostelbien ist deutsches Kolonialland, das auf dem Landwege besiedelt und eingedeutscht worden ist, — in der Hauptmasse durch einwandernde deutsche Bauern.

*

Nun entsteht die Frage: stellt das baltische Deutschtum in gleicher Weise in seiner Masse das Ergebnis einer Verschmelzung der einwandernden Deutschen mit den schon vorher hier ansässigen Völkern der Letten, Liven, Esten etc. dar?

Die Antwort kann vorweg genommen werden; sie lautet: nein.

²⁾ Diese Verschmelzung ist bis heute noch nicht völlig abgeschlossen, wie z. B. die slawischen sogen. „Wenden“ im Spreewalde südöstlich Berlins beweisen. In Ostpreußen ist die Eindeutschung der alten Preußen wohl erst um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert zum Abschluß gekommen; jedenfalls ist noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts in einzelnen Gegenden Ostpreußens „alt-preußisch“ (dem Lettischen nahe verwandt) gesprochen worden. — Die sogen. „Kuren“ auf der Kurischen Nehrung in Ostpreußen sind dagegen die Nachkommen zugezogener Letten.

Für manche Familien — es handelt sich dann zumeist um Adelsfamilien — läßt sich der indigene Ursprung sogar urkundlich erweisen. So ist in Mecklenburg z. B. das großherzogliche Haus slawischen Stammes; in Pommern z. B. die v. Kleist, v. Puttkammer und viele andere; in Ostpreußen sollen alt-preußischen Ursprungs die Grafen Kalnein, die v. Jark (Bork) etc. sein. Auch die Familien Brusdeplins und Bezkalnys (in Pillkallen in Ostpreußen noch blühend) dürften, ihren Namen nach zu urteilen, alt-preußischen Stammes sein. Die auch in Riga vertretene Familie Dzengel stammt aus Ostpreußen, heißt dort von Dziengel und ist wahrscheinlich auch alt-preußischen Ursprungs (nach anderer Version mährischen). Sie ist heute noch in Ostpreußen besitzlich.

Und dieses Nein erklärt sich aus dem besonderen Charakter der baltischen Lande im Hinblick auf das Mutterland der deutschen Einwanderer.

„Alt-Livland“ war im Mittelalter deutsche Überseekolonie, wurde auf dem Seewege erobert, besucht und fortlaufend mit deutschen Menschen besiedelt, wobei (neben der Geistlichkeit) nur Bürger und Edelleute einwanderten. Der Bauer aber fehlte. Edelmann und Bürger bildeten eine herrschende Oberschicht, die politisch, sozial, wirtschaftlich und kulturell in Führung ging und sich deshalb aristokratisch abschloß.

Hätte diese Exklusivität nicht bestanden, so wären die wenigen Deutschen von der nicht-deutschen Mehrheitsbevölkerung genau so aufgesogen worden, wie das z. B. mit den germanischen Oberschichten der Goten in Spanien, der Normannen in Sizilien, Rußland und Frankreich, der Langobarden in Italien, der Franken in Frankreich geschehen ist. Die Exklusivität der deutschen Kolonisationschicht war völkische Notwehr, wenn sich gewiß auch Hochmut und Dünkel oft ihr vermählt haben.

Diese Tatsache der Exklusivität der deutschen Einwanderer bedeutet jedoch nicht, daß die deutsche Oberschicht im Laufe der Jahrhunderte nicht auch Blut der einheimischen Völker in sich aufgenommen hat.

Das gilt für das Bürgertum und gewiß auch für den ritterlichen Vasallenstand des 13. und 14. Jahrhunderts, wo die heutige Forschung die Aufnahme einheimischer Geschlechter von „principes“ und „seniores“ (wie die livische, lettische und estnische Oberschicht in den lateinischen Urkunden heißt) in die ritterliche Vasallität als gesichert annimmt.

Wir müssen bei Schlussfolgerungen in diesen Dingen aber sehr behutsam vorgehen. Anhaltspunkte bieten nur die Familiennamen. Nun gibt es aber viele ihrem Ursprung nach nicht-deutsche baltische Adelsnamen, die einheimische Ortsnamen sind. Diese Familiennamen werden im 13. und 14. Jahrhundert immer mit einem „von“ (lateinisch „de“) davor geführt und erweisen sich als Bezeichnung des Lehns, nach dem die das Lehn besitzende Familie sich nannte, deren ursprünglicher deutscher Familiennamen manchmal auch noch bekannt ist. Familiennamen waren im 13. und 14. Jahrhundert ja noch keineswegs „fest“. Solche nicht-deutsche „Lehnsnamen“ sind z. B. v. Aerküll (die Familie stammt aus dem Bremischen und hieß ursprünglich Bardewis), v. Purdis (deutscher Name: v. Burghörden), v. Wrangel, v. Paktul, v. Roskull, von der Pahlen (diese sind eines Stammes mit den v. Roskull), v. Engdes, v. d. Ropp, v. Weddweß (deutscher Name wahrscheinlich Taube), v. Rirkuta, v. Mekes und sehr viele andere. Über die Zusammenhänge geben oft die Wappen Auskunft, die damals viel fester an den Familien hafteten, als die Familiennamen.

Daneben gab es bei uns im 13. und 14. Jahrhundert aber auch nicht-deutsche Familiennamen, die offenbar nicht Ortsnamen waren, da sie ohne das „von“ oder „de“ auftreten, deren Träger aber allem Anschein nach auch dem Vasallenstande angehörten. Hier handelt es sich offenbar um einheimische, in die Vasallität aufgenommene Geschlechter. Das bekannteste sind die Dumpian (ursprünglich Dumpiate), die in sehr vielen baltischen adligen Ahnentafeln auftreten; ferner wohl auch die Dovkante, Cantebute, Mazyke usw.; alle aus dem 13. und 14. Jahrhundert.

Mit dem 14. Jahrhundert dürfte der Übergang einheimischer „principes“-Geschlechter in die ritterliche deutsche Vasallität aufgehört haben; er ist wahrscheinlich nie stark gewesen, da bei dem verhältnismäßig geringen Zuzug deutscher Geschlechter die Gefahr der Überfremdung zu groß war. Der Fall Gayl (Stammvater ein namentlich genannter lettischer „Rechtsfinder“ um 1500) aus einer viel späteren Zeit ist ganz anders geartet: hier erfolgte der soziale Aufstieg im polnischen Heeresdienst.

Was das Bürgertum anlangt, so haben in die baltischen Städte fortlaufend nichtdeutsche Elemente vom Lande Einzug gehalten, die im sozialen Aufstieg über die nichtdeutschen Zünfte mit der Zeit auch Eingang in die deutschen Zünfte fanden, sich durch Eheschließungen mit den Deutschen mischten, zu Deutschen wurden und ihr Blut vererbten³⁾. Am augenfälligsten hat sich dieser Prozeß der Eindeutschung auf dem Wege über die sogenannten „Halbdeutschen“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (nach der Aufhebung der Leibeigenschaft) vollzogen.

Auf diese Weise ist sicher mehr lettisches und estnisches Blut in deutsche bürgerliche Kreise im Laufe der Jahrhunderte gedrungen, als früher angenommen wurde. Das heutige baltische Deutschtum aber (wie den ostelbischen deutschen Menschenschlag in seiner Masse) als das „Produkt einer Verschmelzung“ der deutschen Einwanderer mit den Einheimischen anzusprechen, wäre verfehlt. Beim Oberseecharakter der baltischen Kolonie hätte — wie gesagt — eine soweit gehende Verschmelzung bei der geringen Einwanderung deutscher Elemente zu ihrer Entdeutschung führen müssen, — und dem schob der Oberschicht-Charakter der Einwanderer einen Riegel vor.

Dieser Oberschicht-Charakter der einwandernden Deutschen hat es — umgekehrt — aber auch verhindert, daß (wie in Pommern und Sachsen, in Ostpreußen und Schlesien) eine Germanisierung der nichtdeutschen Gesamtbevölkerung stattgefunden hat. Die große Masse der auf dem Landwege

³⁾ Sehr aufschlußreiche Forschungen für Reval hat der dortige Stadtarchivar Dr. P. Johansen angestellt (veröffentlicht auch in den Sitzungsberichten der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga“, 1936).

zuwandernden deutschen Bauern fehlte, die durch Verschmelzung mit der einheimischen Bauernschaft eine Entvolkung hätten bewerkstelligen können.

So blieben die indigenen Völker und die einwandernden Deutschen in der Hauptmasse blutmäßig von einander geschieden, und nur in Einzelfällen (nicht aber in der Gesamtheit) hat ein Eindringen des einen Blutes in das andere von hüben und drüben stattgefunden. Denn wie in den Städten eine Eindeutschung lettischer und estnischer Elemente sich vollzog so ging — durch Mischehen — auf dem Lande eine Lettifierung nicht weniger in der Vereinzelnung lebender Deutscher (vornehmlich Handwerker, zumal seit Ende des 18. Jahrhunderts) vor sich.

Genauere statistische Angaben lassen sich zur Beantwortung dieser Frage zunächst noch nicht beibringen, und zur endgültigen Entscheidung, wie stark die Entvolkung in der einen oder anderen Richtung war, bedarf es noch eingehender Einzelforschungen, — für die jüngere Zeit vor allem an der Hand der Kirchenbücher und Revisionslisten.

*

Was nun das Blut der fremden Völker anbelangt, die das baltische Land im Laufe der Jahrhunderte beherrscht haben, so liegen Einzeluntersuchungen auch dort noch nicht vor. Eine Überprüfung des einschlägigen Materials gestattet folgende allgemeine Schlüsse:

Russisches Blut ist im baltischen Deutschtum recht wenig vertreten. Die Zugehörigkeit der Russen zur griechisch-orthodoxen Kirche war ein starkes Hindernis. Eingedeutschte, im Mannesstamm russische Familien gibt es in sehr geringer Zahl ⁴⁾. Deutsche bürgerliche Familien, in denen russisches Blut von der Mutterseite her fließt, gibt es im Baltikum sehr wenige. Deutsch-russische Mischehen fanden vornehmlich bei jenen baltischen Deutschen statt, die „nach Rußland“ abgewandert waren. Und deren Nachkommen blieben — soweit es Bürgerliche waren — fast ausnahmslos im Inneren des russischen Reiches und wurden dort zu Russen. Anders beim Adel. Dort fanden Mischehen z. B. bei der deutschen Hofaristokratie in Petersburg, beim Militär und in hohen Beamtenkreisen recht häufig statt, und deren Nachkommen kehrten zum Teil in das Baltikum zurück, traten ihre Güter an und vererbten auf ihre Kinder und Kindeskinde das mütterliche

⁴⁾ Seit Jahrhunderten baltisch-deutsche Adelsgeschlechter sind z. B. die v. Baranoff und v. Rasackin, jünger die v. Antropoff. Von völlig eingedeutschten bürgerlichen, ursprünglich russischen Familien seien genannt: Filaretow, Pimenow, Nikolajew, Arbusow, Smirnow usw.

russische Blut, ohne daß sie zu Russen wurden. Als ein Beispiel sei die Ehe des Kurators Grafen Alexander Keyserling (des Bismarckfreundes) genannt, der in Petersburg die Tochter des Finanzministers Grafen Cancrin heiratete, dessen Gattin eine Murawjew war. So ist russisches Blut auf seine Enkel — den Philosophen Hermann Graf Keyserling und den deutschen Dichter Otto Frh. v. Taube — vererbt worden.

Polnisches Blut finden wir hauptsächlich im Süd-Baltikum in bürgerlichen und adligen deutschen Kreisen (v. Bistram, v. Wolfski), wie die polnischen Familiennamen baltischer deutscher Familien lehren. Aber auch da ist Vorsicht geboten. Viele baltische Familien mit polnischen Namen sind als Deutsche zu uns ins Land aus Ost-Deutschland gekommen (Sadowsty, Kieseristy etc.), wo es nicht selten vorkam, daß deutsche Familien polnische Namen annahmen.

Schwedisches Blut findet sich naturgemäß häufiger im Norden als in Süden, und zwar in allen Ständen. Da gibt es Familien, die im Mannesstamm schwedischen Ursprunges sind (Graf Stenbock, v. Lilienfeld, v. Igelström; Bosström, Holm, v. Hedenström etc.), und solche, wo durch Mischehen mit Schwedinnen schwedisches Blut in die Familie gekommen ist.

Nur ausnahmsweise begegnen wir auch noch anderem Blut in baltisch-deutschen Familien: schottischem in Adels- und Bürgerkreisen (v. Löwis, v. Barklay; Melville, Watson, Diston, Collins etc.)⁵⁾; hin und wieder auch französischem (v. Villebois, v. Grandidier) oder italienischem Einschlag.

Alles in allem darf gesagt werden, daß trotz der Jahrhunderte langen Fremdherrschaft über die baltischen Lande offenbar wenig Blut dieser von auswärts kommenden fremden Völker (Schweden, Polen, Russen) in die baltische Bevölkerung — Letten und Deutsche — gedrungen ist. —

Es ist aber allemal ein Fehler, bei der Bevölkerung von alten Grenz- oder Kolonialländern in ihrer Gesamtheit von „Einblütigkeit“ zu reden. Das gilt genau so von den Letten. Sie haben sicherlich viel deutsches Blut in sich aufgenommen, — trotzdem dürfen wir auch sie natürlich nicht als das Produkt der Verschmelzung mit den einwandernden Deutschen bezeichnen. Auch litauisches und polnisches Blut fließt (in den Grenzgebieten) in den Adern der Letten; auch russisches, — z. B. an Orten, wo sich einst russische Soldatenstellungen befanden, oder etwa im Osten des Landes. Von einer

⁵⁾ Seit dem 16. Jahrhundert beobachten wir geradezu eine Überflutung der deutschen Ostseestädte mit schottischen Kaufleuten und Gewerbetreibenden. Von diesen sind einzelne (vornehmlich aus Königsberg, Tilsit und Memel) dann ins Baltikum weitergewandert.

„Verschmelzung“ darf aber nur zwischen Letten und Liven gesprochen werden, — und auch nur in den Teilen des heutigen Lettland, die einst von Liven besiedelt waren.

*

Suchen wir nun eine Antwort auf unsere zweite Frage — auf die nach der Stammesheimat der baltischen Deutschen —, so darf als feststehend betrachtet werden, daß im ganzen Mittelalter, ja bis in die Neuzeit hinein, der Seeweg fast der einzige war, auf dem die Zuwanderung aus dem Deutschen Reiche in die Kolonie erfolgte. Da bildete Lübeck das wichtigste Ausfallstor; daneben auch die anderen Städte der Ostsee. Und deshalb ist es selbstverständlich, daß die diesen Städten benachbarten Gebiete das Hauptkontingent der Einwanderer stellten: das waren die Niederdeutschen, vornehmlich Niedersachsen und Westfalen.

Aber schon die Tatsache, daß die baltischen Deutschen nicht auf eine große einheitliche Einwandererwelle im Mannesstamme zurückgehen, sondern sich fortlaufend durch Jahrhunderte immer neu durch Zuwanderung ergänzt haben, muß es uns nahelegen, daß wir es nicht mit einer völlig geschlossenen Stammesheimat der Volksgruppe zu tun haben können. Denn von keiner einzigen bürgerlichen und von ganz wenig adligen heute blühenden baltischen Familien ist erwiesen (und ist anzunehmen!), daß sie bereits vor 700 Jahren in das Baltikum gekommen sind. Die Einwanderung deutscher Volksgenossen aus dem Deutschen Reiche ist vielmehr fortlaufend durch alle Jahrhunderte erfolgt. Die Kolonie — in ununterbrochene Kämpfe verwickelt — verbrauchte viele Menschen, so daß zu ihrer Erhaltung eine ständige Zufuhr neuer Elemente nötig war, was wiederum eine dauernde Bluterneuerung des baltischen Deutschtums hervorrief. So hatte z. B. der Nordische Krieg und die Pest von 1710 das Baltikum so stark entvölkert, daß von einer weitgehenden deutsch-bürgerlichen Neubesiedlung im 18. Jahrhundert gesprochen werden darf. Eine vor 1700 eingewanderte bürgerliche baltisch-deutsche Familie kann heute als „altbaltisch“ bezeichnet werden⁶⁾.

Wenn aber irgendwo der Satz Geltung hat, daß „Blut und Boden“⁷⁾ den Menschen formen, so gilt das für den Balten. Das Blut, das der Einwanderer mitbrachte, war deutsches Blut. Das ist die Grundlage.

⁶⁾ Übrigens kommt die Kurzlebigkeit der Stadtgeschlechter im Vergleich zu den Landbewohnern in dieser Erscheinung auch zum Ausdruck.

⁷⁾ Wobei „Blut und Boden“, ins Ideenmäßige erweitert, nicht nur „Erbanlage und Umwelt“ umfaßt, sondern darüber hinaus: Volksüberlieferung, völkische Kultur, Naturgebundenheit usw.

Dann formten und bildeten neue Blutzuschüsse, der neue Boden, die neue Umwelt so stark an ihm, daß meist schon in der zweiten Generation (zumal in früherer Zeit, als die Verbindung mit dem Mutterlande noch sehr behindert war), der baltisch-deutsche Typus mit seiner Sonderart im Einzelnen, mit seinem Stammescharakter, mit seiner Sprechweise, mit seiner Art zu denken und zu fühlen entstand.

Freilich — fast immer hatten bereits die Kinder der Einwanderer baltisch-deutsches Blut in ihren Adern. Die deutschen Einwanderer waren (vor allem in früheren Zeiten) in der Mehrzahl unverheiratet. Diese holten sich ihre Frauen aus den im Lande bereits angefessenen baltisch-deutschen Familien. Deshalb sind die Mutterstämme unserer Familien fast durchweg länger im Baltikum ansäßig als die Vaterstämme. Durch die Mutterstämme mithin wird (in großen Windungen) das Blut der ältesten Einwanderer auf die heutigen Generationen übertragen. Nur in diesem beschränkten Sinne hat der Satz von der 700-jährigen Kolonialgeschichte der heute blühenden baltischen Familien seine Richtigkeit. —

Ab 1700 nahm die Kolonisation einen anderen Weg, und wir beobachten einen völligen Umbruch. Von da ab trat der Landweg über Ostpreußen als Einwanderungsstraße immer mehr in den Vordergrund. Wie in ein Vakuum ergoß sich mit dem 18. Jahrhundert dieser Einwandererstrom über Ostpreußen und Litauen zu uns in das durch die Pest entvölkerte Land^{*)}, wo es für Einwanderer bald mehr Existenz- und Aufstiegsmöglichkeiten gab, als im Deutschen Reiche.

Einige Zahlen mögen dieses erläutern.

Im Zeitraum von 1708 bis 1721 werden 33 Auswanderer aus Preußen Bürger in Riga; von 1722 bis 1735 sind es 57 und von 1736 bis 1759 sind es 110. In 52 Jahren sind mithin 200 Preußen Rigasche Bürger geworden, was 12,5 v. H. der Neubürger ausmacht. Demgegenüber geht die Zahl der Einwanderer aus Lübeck zurück: es sind in diesen 52 Jahren nur 90 Einwanderer, was 5,4 v. H. der Neubürger beträgt. Noch deutlicher wird dieses Zurückgehen der Lübecker und das Anwachsen der preussischen Einwanderung in den Ostpreußen näher gelegenen baltischen Städten. Das Kirchenbuch der Landgemeinde Embute (nahe der litauischen Grenze) zeigt, daß in den 33 Jahren von 1799 bis 1832 nicht weniger als 500 deutsche Handwerker dort auf dem Lande ansäßig waren! Diese Landgemeinde war den Handwerkern Etappe auf ihrer Wanderschaft von West nach Ost. Aber

^{*)} Um ein Beispiel anzuführen: die Anzahl der Grobinschen Hausstände betrug vor der Pest (1709) 80 und sank nach der Pest (1712) auf acht! So stark hatte die Seuche das kleine Städtchen entvölkert.

(vornehmlich aber aus) Ostpreußen sind sie auf der Heerstraße über Krottingen in Litauen zu uns ins Land gekommen und wanderten oft weiter nach Rußland, um dort ihr Glück zu machen.

Wir können die Ausmaße des Auswandererstromes, der im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Grenzen des Deutschen Reiches überschritten hat, uns nicht groß genug denken. Absolutismus, Enge der Verhältnisse, Konkurrenz haben die Menschen aus dem Deutschen Reich hinausgetrieben. Auch der „Wanderbrauch“ der deutschen Handwerker hat diese Erscheinung begünstigt. So gab es in der Zeit etwa zwischen 1750 und 1850 sehr viele lettische Bauernhöfe (vornehmlich im Süden des Landes), wo deutsche Handwerker als sogen. „Einlieger“, als „Bönhäfen“ saßen. Die deutschen Handwerkerzünfte der baltischen Städte wehrten sich gegen diesen Zustrom, der ihnen eine immer wachsende Konkurrenz zuführte. Sie nahmen die Zuwanderer in die städtische Zunft nicht auf. Und des Zusammenhalts der Zunftgemeinschaft beraubt, sind viele dieser deutschen Handwerker auf dem Lande durch Mischehen mit Lettinnen im lettischen Volkstum aufgegangen.

*

Wenn wir oben feststellten, daß das baltische deutsche Bürgertum zu einem sehr großen Teil nach 1700 über Ostpreußen ins Land gekommen ist, so wird die Frage nach der Blutzusammensetzung des Ostpreußentums für die Beantwortung der Frage nach der Blutzusammensetzung des baltischen Deutschtums von Bedeutung.

Die deutschen Kolonisatoren Ostpreußens waren in der Hauptsache auch Niederdeutsche, die dort mit der vorgefundenen einheimischen Bevölkerung verschmolzen. Die Pest hat 1708—1710 dann auch in Ostpreußen in ungeheurem Maße ausgeräumt, so daß auch dort eine sehr weitgehende Neubestiedlung stattfand. Es standen in den vier östlichen Ämtern Ostpreußens im Jahre 1710, nach der Pest, nicht weniger als 8411 Bauernhöfe leer; im Jahre 1711 war die Hälfte von diesen schon wieder besetzt; und bis zum Jahre 1726 war die Zuwanderung nach Ostpreußen so stark angeschwollen, daß nicht weniger als 6 Dörfer zu Städten gemacht werden mußten!

Woher kamen diese Einwanderer?

Aus allen Teilen des Deutschen Reiches, aber zu einem nicht geringen Teil auch von jenseits der Reichsgrenze. Da sei z. B. auf die sogen. „Schweizer Kolonie“ König Friedrichs I. hingewiesen, die sich zum großen Teil aus der französischen Schweiz, aus dem Elsaß und aus Lothringen,

aus Nordfrankreich und Flandern rekrutierte und gleich nach der Pest einen erheblichen Zuschuß französischer Elemente nach Ostpreußen brachte; einen so erheblichen, daß Friedrich der Große noch 1739, bei einem Besuch Ostpreußens, dort in vielen Dörfern die französische Sprache als vorherrschend antraf¹⁰⁾. — 1732 erfolgte dann die Ansetzung der 18 000 Satzburger Emigranten in Ostpreußen, die süddeutsches Blut der dortigen Bevölkerung zubrachten. Und all diese Elemente verschmolzen zusammen zum Ostpreußischen Stamme und haben ihren Uberschuß dann in größtem Ausmaße — beginnend mit dem 18. Jahrhundert — an das Baltikum abgegeben.

Dort in Ostpreußen, wo die einheimische alt-preußische Bevölkerung (gemischt mit slavischen Elementen) zu einer Einheit mit den in großer Zahl zugewanderten Niederdeutschen verschmolz, um später (im 18. Jahrhundert) noch oberdeutsches und französisches Blut in sich aufzunehmen, — dort tritt der Prozeß einer „Volkwerdung“ ganz besonders augenfällig in Erscheinung. Noch im 18. Jahrhundert nimmt die dezimierte ostpreußische Bevölkerung fremde Elemente in beträchtlichem Maße in sich auf. Und schon 1812 ist Ostpreußen eine Keimzelle der deutschen Erhebung gegen Napoleon!

Dort sehen wir, daß Volk kein „Gattungsbegriff“, keine Summe von Einzelmenschen ist, sondern eine Gemeinschaft. Und zwar eine Gemeinschaft, in der das dynamische Prinzip stärker ist als das statische; eine Gemeinschaft, die sich immer in einem Prozeß des Werdens und nicht in einem Zustande des Seins befindet.

So auch bei uns, wo Blut und Boden den baltischen deutschen Menschen im Laufe der Jahrhunderte geformt haben, noch heute formen und ihm Aufgaben und Pflichten auferlegen.

*

Zum Schluß noch einige Bemerkungen zur Stammesheimat der deutschen Bauern in Lettland. Da steckt die Forschung z. T. noch ganz in den Anfängen.

Was die um 1910 angesiedelten deutschen Bauern anlangt, so stammen diese vornehmlich aus Wolhynien, wohin sie um 1850 aus Kongreß-Polen verpflanzt worden sind. In Kongreß-Polen sind sie aber um 1800

¹⁰⁾ Von dort stammen wahrscheinlich (Einzeluntersuchungen stehen dem Verfasser nicht zur Verfügung) die baltischen deutschen Familien Borel, Favre, Munier, Pernou, Remy, Renard etc., — Namen, die sich alle auch unter den Angehörigen der „Schweizer Kolonie“ in Ostpreußen finden.

von der preussischen Regierung angesiedelt worden. Sie kommen wahrscheinlich ursprünglich aus Pommern und Mecklenburg⁹⁾. Diese Bauern haben sich mit der altbaltisch-deutschen Bevölkerung noch kaum gemischt und bilden deshalb zur Zeit noch biologisch eine Art Fremdkörper innerhalb der deutschen Volksgruppe.

In seinem Buch „Hirschenhof“ (Berlin 1934) schildert Werner Conze eingehend die Entstehungsgeschichte und Entwicklung dieser ältesten, um 1766 angelegten deutschen Bauernkolonie.

Im Gegensatz zu den um 1910 angesiedelten deutschen Bauern haben diese sogen. „Hirschenhöfer Kolonisten“ sich mit der altbaltisch-deutschen Bevölkerung stark gemischt, da sie fortlaufend ihre jüngeren Söhne in das Handwerk abgaben (vor allem nach Riga) und dort einen sehr erheblichen Teil des deutschen Handwerkerstandes ausmachen (Hafensuß, Lutz, Erhardt, Schwechheimer, Niclas usw.). Diese „Kolonisten“ stammen, nach Conze, aus der Pfalz, aus Hessen, aber auch aus Pommern, und haben mithin auch oberdeutsches Blut der Volksgruppe zugebracht.

*

Ist die Volksgruppe nun einheitlichen Blutes der stammlichen Herkunft nach?

Nein, — „einblütig“ sind die baltischen Deutschen nicht. Und doch sind sie eine Einheit, weil sie in ihrer neuen Heimat zu einer bewußten Lebens- und Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt worden sind, die sich stärker erwiesen hat, als alle Stürme, die im Laufe der Jahrhunderte über sie hinwegfegten.

Hinweis auf Quellen.

Revaler Bürgerbuch, Bd. 1, hrsg. v. D. Greiffenhagen, Bd. 2, 3 von G. Adelheim. Adelheim, Georg: „Die Laurentische Genealogie der alten Familien Revals“, Reval, 1925.

— „Revaler Ahnentafeln“; 1929, 1932, 1933, 1935; Reval.

„Baltische Familiengeschichtliche Mitteilungen“, 1931–1938, Zeitschrift, Dorpat.

Boetticher, Ernst von: „Beiträge zur Entstehung des evangelischen Predigerstandes in Kurland“; Riga, 1931.

⁹⁾ Doch soll ihre Sprache vermuten lassen, daß sich unter ihnen auch süd-deutsche Elemente befinden. Die Frage ihrer Stammesheimat bedarf mithin noch eingehender Untersuchung (auch in dialektischer Hinsicht). Das neueste Material zur Frage dieser Vorkriegskolonisation findet sich in dem 1938 im „Volk und Reich“-Verlag (Berlin) erschienenen Buch von R. Schulz: „Der deutsche Bauer im Baltikum“.

- Brennjohn, J.: „Die Ärzte Kurlands“; Riga, 1929.
 — „Die Ärzte Livlands“; Riga, 1905.
 Conze, Werner: „Hirschenhof“, Berlin, 1934.
 „Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften“, Verlag Starke (Görlitz).
 4 Teile; noch im Erscheinen.
 Hansen, Alfred v.: „Stammtafeln nicht immatriculierter baltischer Adelsgeschlechter“; Reval, 1932, 1933.
 „Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik“; Mitau, 1895—1914.
 Johansen, Paul: Die Eftlandliste des Liber Censur Danicae. Reval und Kopenhagen, 1933.
 Kallmeyer-Otto: „Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands“; Riga, 1910.
 Laakmann, H.: „Das Bürgerbuch von Pernau“, 1615—1787, Dorpat, 1936.
 Masing, Oskar: „Niederdeutsche Elemente in der Umgangssprache der baltischen Deutschen“; Riga, 1926.
 Räder, W. und Stavenhagen, O.: „Bürgerliste und Ratslinie der Stadt Goldingen bis zum Jahre 1889“; im „Jahrbuch für Genealogie“, Jahrgang 1909/10, Mitau, 1913.
 Rauch, G. von: „Das Deutschtum eines livländischen Kirchspiels im 18. Jahrhundert“, „Baltische Monatshefte“, 1932, Seite 87.
 Seuberlich, Erich: „Stammtafeln deutsch-baltischer Geschlechter“; Leipzig, 1924, 1927, 1931, 1938.
 — „Bürger und Einwohner der Stadt Windau in Kurland“; Leipzig, 1933.
 Wilde von Wildemann, E.: „Altpreußische Eheschließungen in Libau 1767—1832“; in „Altpreußische Geschlechterkunde“, 1929, Jahrgang 3, Heft 2, 3, 4.
 — „Aus kurländischen Kirchenbüchern“; ebenda, 1930, Heft 3.
 — „Fremdheben in Libau 1767 bis 1832“; in „Vierteljahresheft für Wappen-, Siegel- und Familienkunde“, Jahrgang 1931, Heft 2 und 3.

Urselotte von Kosen

Die Bauern von Ohsohi

Dreimal wöchentlich ist in der Kreisstadt Markt. Von allen Seiten kommen die Bauern dann mit ihren Fuhrwerken angefahren und treffen sich auf dem Marktplatz. Natürlich auch die deutschen Siedler. Aus Rimable kommen sie, aus Kurmable, Ohsohi und Planeeze. Wenn die mitgebrachten Produkte verkauft sind, trifft man sich in der Bude, an der Apotheke oder an sonstigen Stammplätzen zu einem gemütlichen Schwatz. Man freut sich, wenn man ein gutes Geschäft gemacht hat, und mitunter besonders, wenn es dem Nachbarn nicht so gut gelungen ist. Einkäufe werden gemacht, die Frau hat Bestellungen mitgegeben, die Kinder erwarten

mindestens je ein Bonbon; mal wird auch ein guter Schnaps gemacht, und dann gegen 2 oder 3 Uhr fahren sie wieder nach Hause.

Die Bauern aus Ohseli haben es am weitesten. Zuerst 14 Kilometer auf der Landstraße nach Stende zu bis zum großen roten Schulgebäude der lettischen Nachbargemeinde. Bis jetzt war der Weg noch gut. Dann aber heißt es nach links einbiegen, und nun kommt ein 4—5 Kilometer langer Weg, der vor wenigen Jahren noch kaum befahrbar war. Im Herbst und Frühling, wenn die Wege ausgeweicht sind, kommt auch heute noch ein Auto oder Motorrad nicht durch. So hat denn erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit der Städter seinen Weg hin und wieder in die deutsche Siedlung gefunden. Doch der Bauer, der vom Markt kommt, hat ja Zeit. Freilich nicht im Sommer, aber jetzt im Winter kommt es auf ein Stündchen früher oder später nicht so sehr an.

Im früheren Gutshaus ist jetzt die Schule untergebracht. Hier wird Halt gemacht, denn die Lehrerin hat sich dieses und jenes aus der Stadt mitbringen lassen, und überhaupt ist es Zeit, wieder einmal bei ihr vorzusprechen. Sie kennt ja die ganze Siedlung so gut wie kaum einer, weiß über jedes Kind Bescheid, teilt alle Nöte und Sorgen, kennt die landwirtschaftlichen Verhältnisse genau, und es kann eigentlich kein Kind getauft und keine Ernte eingebracht werden, ohne daß die Lehrerin dabei ist.

Auch der Pächter des Restgutes wohnt hier. Seine 9 Kinder stehen immer auf der Treppe, wenn jemand ankommt. Ein Auto wird mit runden, erstaunten Augen betrachtet, ein Marktsuhre mit mehr kritischen, sachlichen Blicken. Und ehe noch gefragt wird, rufen sie: „Die Lehrerin ist nicht da“ oder das Gegenteil. Sie wissen immer Bescheid. Dann geht es durch „die Schule“ in die zwei Zimmerchen der Lehrerin. „Die Schule“ besteht aus einem Raum. Vier Jahrgänge sind hier untergebracht, im ganzen 28 Kinder. Der Gruppenunterricht ist eine besondere Kunst. Aber die Lehrerin hat die nötige Liebe zu Kindern und Unterricht — so geht es ausgezeichnet.

Hat der Bauer dann sein ausgiebiges Plauderstündchen mit der Lehrerin beendet (sie muß immer Zeit haben, auch wenn sie Direktor, Lehrerin und Sekretärin in einer Person ist), dann geht es langsam weiter dem Hof zu. Die Abendsuppe wartet, die Kinder sind wohl auch noch nicht im Bett, denn „der Pappa“ wird doch wohl was mitgebracht haben. Überhaupt die Kinder! Sie geben der Siedlung das charakteristische Gesicht. Jetzt im Winter freilich sieht man sie kaum. Mantel und Mütze, oft auch Schuhe und Strümpfe haben nur die Schulkinder. Die Kleinen müssen eben den Winter über im Hause bleiben. Im Sommer aber, da sind sie überall.

Junge Männer und Mädchen findet man wenig, aber umsomehr junge Eheleute und dementsprechend viele kleine Kinder.

Wenn die Jungen und Mädels aus der Stadt im Sommer zum Landdienst herauskommen, dann kann zur Entlastung der vielbeschäftigten Mütter in der Hauptarbeitszeit ein Erntekindergarten eingerichtet werden, und zum Schluß gibt es dann ein Kinderfest. Da kommen dann buchstäblich rund 70 Kinder zusammen, das ist bei 18 Höfen schon eine stattliche Zahl, besonders wenn man bedenkt, daß die schulentlassenen Kinder nicht dabei sind. Von allen Familien sind nur zwei kinderlos, so beträgt denn in Oholi die durchschnittliche Kinderzahl 6. Und dennoch ist die Säuglingssterblichkeit ungeheuer groß. Die junge Bäuerin muß ihren Mann in allen Arbeiten zur Seite stehen. Natürlich kommen die Kinder dabei zu kurz. So ist denn fast in jeder Familie ein kleines Kind im Säuglingsalter gestorben, meist an Tuberkulose.

In Oholi war früher eine Glasfabrik. Daß das Glasblasen Lungenkrankheiten verursacht, ist bekannt. Die Fabrik besteht nicht mehr, wohl aber ihre traurigen Folgeerscheinungen. Wie oft wird so ein kleiner Säugling von einer alten, hustenden Großmutter beaufsichtigt, und schon ist die Ansteckung da.

Freilich wird das Sterben der Kinder wie eine ungünstige Witterung oder eine schlechter geratene Ernte hingenommen. Man weiß nicht, warum das Unglück kam, man kann auch nichts dagegen tun, so muß man es eben hinnehmen; und man hat die tröstende Gewißheit „nun muß bald wieder ein neuer Junge da sein“, — und er kommt auch.

Von Reichtum kann bei diesen Höfen sicher nicht gesprochen werden. Die Bauern kamen vor dreißig Jahren aus Polen und Wolhynien und fanden Sdland vor. Nun wurde gerodet und gegraben, Tag für Tag. Man ging in die Fabrik und verdiente einiges, oder man fuhr Balken im Winter und verdiente damals gut. Aber was verdient wurde, ging in die Wirtschaft, und das ist auch heute noch so. Zuerst die Wirtschaft, das Land, die neue Scheune, der umzubauende Stall. Dann die Hausgeräte, dann die Kinder, zuletzt Frau und Mann.

Trinken ist schlecht; manche gehören zum Blauen Kreuz und haben alle anderen in der Siedlung auf eine schwarze Liste geschrieben, den Schwiegersohn an erster Stelle. Und Rauchen ist Sünde, gewiß, denn die meisten sind Baptisten. Aber mal ein Tröpfchen zu sich zu nehmen hat der Herrgott nicht verboten, und wenn er einen besonders segnet, dann hilft er auch wohl, den Nachbarn mal kräftig übers Ohr zu hauen. Das wird nicht schwer genommen. Ein starker, aber in seiner Art sicherlich auch

gesunder Materialismus herrscht in der Siedlung. Da mag man so oder anders dazu stehen. Wer mit Kind und Regel aus russischen Dörfern floh, hier von Bolschewisten verfolgt wurde und doch das Land hielt, durch Lebensgefahr, Prozesse und Hungerjahre hindurch, — wer bis zu seinem 18. Lebensjahr keinen Lederschuh, sondern nur selbstgeschnitzte Holzschuhe an den Füßen gehabt hat und daher heute mit weißem Haar und langem Bart wie ein König vor seiner Mühle steht, oder wer mit der jungen Frau und den kleinen Kindern eigengerodetes Land bebaut und es schon bis zu einer neuen Scheune und einem neuen Stall geschafft hat, — der kann nicht immer vom Idealismus allein leben.

Bauernschlauheit gehört zur Siedlerfähigkeit. Man wählt sich die Frau, die gesund ist und möglichst viel Geld in die Ehe bringt. Liebe ist nicht unbedingt nötig. Man gewöhnt sich aneinander, und Treu ist selbstverständlich. So gehen die Ehen durchaus sehr gut. Man liebt seine Kinder — nicht nur die Mütter, sondern auch die Väter — und zeigt damit echt deutschen Familiensinn. Freilich viel Zeit für einander hat man nicht — vielleicht später mal, wenn die größten Wirtschaftsforgen überwunden sind. Aber man sieht manchmal einen müden Bauern, der sich am Abend noch in den Kleidern aufs Bett geworfen hat, und wenn das Kleine schreit und die Frau ist im Stall, dann steht er auf, spricht gute Worte und wiegt und wiegt, bis die Frau kommt.

Was da draußen in der weiten Welt passiert, geht die Bauern wenig an. Freilich findet sich auch unter ihnen manch einer, der in der Landeswehr war und den das Erleben bis heute nicht losgelassen hat, so daß er auch jetzt das politische Geschehen verfolgt und aufmerksam seine Zeitung liest. Im allgemeinen aber ist zu wenig Zeit dazu. Selten nur kommen sie mit der Außenwelt in Berührung. Die anderen Siedlungen sind zu weit, Städter finden den Weg nicht oft hin. Die wenigen, die man kennt, waren „sehr freundliche, gute Menschen“, und so hat man den Städtern gegenüber das beste Vorurteil. Mal war auch jemand da, der nicht gut gefallen hat, aber „der war wohl nicht normal“. Freundlich und äußerst gastlich wird auch jeder aufgenommen, in welchem der achtzehn Höfe es auch sei. Und der Städter wird still und nachdenklich vor diesen unkomplizierten deutschen Menschen, unberührt von Haß und Nervosität, von Verfeinerung und Komplexen: gut bis zum Äußersten zu dem, der zu ihnen freundlich ist, schlecht zu dem, der ihnen nicht wohlgesinnt ist.

Es sind deutsche Menschen, sie haben ihre deutsche Schule, sie haben auch ihre deutsche Volkstorte und führen ihre Selbstbesteuerung ab. Sie tun es, weil es die Lehrerin ihnen so sagte, und die hat aller Vertrauen,

sie weiß schon, was gut ist. Am völkischen Leben haben sie sonst keinen Anteil. Aber die deutsche Organisation im Lande wissen sie wenig. Ihre Welt ist klein und in sich geschlossen. Nur ein einziger Hof hat ein Radio. Einmal aber — es war in den kritischen Septembertagen — da haben sie den deutschen Führer gehört — zum erstenmal. Und nun wollen sie von ihm wissen; denn als sie nach Hause gingen, da war irgendetwas mit ihnen geschehen. Sie wußten nicht was, die Ohselner, aber sie meinten später, „als wir nur seine Stimme hörten, da wurde das Herz ganz aufgeregt“.

Leo Graefenfels, Riga

Bevölkerungsbewegung eines lettischen Landkirchspiels in 150 Jahren

1.

In den meisten europäischen Staaten besteht seit längerer Zeit ein Geburtenrückgang. Lettland nimmt in dieser Hinsicht eine der letzten Stellen in Europa ein. Wenn im Lande vor dem Weltkriege, 1897—1903, auf 1000 Einwohner jährlich 30,8 Kinder geboren wurden, so waren es von 1931—1935 nur noch 18,3 Kinder, und der natürliche Zuwachs fiel von 10,2 auf 3,3 im Jahre 1934.

Eine noch geringere Geburtenzahl findet sich freilich in Estland (1,4 auf 1000 Einwohner) und in Frankreich (0,8).

Dieser starke Geburtenrückgang in Lettland gibt Anlaß zu begründeter Beunruhigung, umsomehr, da diese Erscheinung nicht nur in einzelnen Kirchspielen und vorübergehend auftritt, sondern mehr oder weniger in allen Landkreisen, außer in der Ostprovinz Latgale, anhält.

Besonders ungünstig ist die Lage im Kreise Zehsis: 0,4 Geburten auf 1000 Einwohner im Jahr, — und hier gibt es Kirchspiele, in denen schon seit einigen Jahrzehnten ein absoluter Geburtenunterschuß besteht.

Es drängt sich die Frage auf, welches die Ursachen des so starken Geburtenrückganges sein könnten, da doch die wirtschaftliche Lage sich stetig bessert und der Wohlstand der Bevölkerung wächst.

Auf diese Frage kann nur eine Untersuchung Antwort geben, die sich über einen längeren Zeitraum und auf einen bestimmten, abgegrenzten Bezirk erstreckt und die Bevölkerungsbewegung dieses Bezirks erfäßt. Eine solche Untersuchung kann ferner Folgerungen und Rückschlüsse auf andere Gebiete ermöglichen, wo die äußeren oder inneren Verhältnisse gleich oder ähnlich sind.

Für die vorliegende Untersuchung wurde das Kirchspiel Jeswaine gewählt. Es gehört zu den großen und wohlhabenden lettischen Kirchspielen und liegt für sich abgeschlossen, gegen den Osten durch große Wälder und Moraste abgegrenzt; abseits der großen Verkehrswege, weit von einer großen Stadt, — wodurch ein Hin und Herfluten der ortsansässigen Bevölkerung eingeschränkt wird und die Verhältnisse stabilere sind.

Die Unterlagen zu unserer Untersuchung sind aus den Kirchenbüchern, Seelenrevisionslisten, den Akten aus dem Archiv der Ökonomie-Verwaltung und dem Personalbuch der Kirche Jeswaine gesammelt. Es kann des übergroßen Materials wegen im Rahmen dieser Abhandlung nur ein allgemeiner Überblick geboten werden, doch dürfte er genügen, um die großen Linien zu erkennen und entsprechende Schlussfolgerungen ziehen zu lassen.

2.

Die ältesten Daten über den Bevölkerungsbestand gibt eine Zählung der Bauerschaft von 1712 im Anschluß an die große Pest des Jahres 1710. Es sind damals an der Pest im Nordischen Kriege von 4733 Bauern 1891 gestorben, — also 40 v. H. Der Restbestand 1712 betrug 2842.

Bei der 1715 wiederholten Zählung der Bauerschaft war die Bevölkerung um 100 (auf 2940) angewachsen. Erst nach 50 Jahren, 1763, ist der Bestand vor der Pest mit 4823 leicht überschritten.

Die Zunahme der Bevölkerung geht nun schneller vor sich. 1782 gibt es im „Sehwegenschen Kirchspiel“ 7479, im Jahr 1816 — 8996 Einwohner. Die Bevölkerung hat sich also in etwa 100 Jahren verdoppelt.

Als Ausgangspunkt unserer Untersuchung ist das Jahr 1782 gewählt, aus welchem die älteste Seelenrevision des Kirchspiels mit genauer Namens- und Altersangabe erhalten ist. Es läßt sich der genaue Bestand feststellen: wie schon erwähnt 7479 Köpfe. Zur deutschen Gemeinde gehören davon — 138.

Im Lauf von 155 Jahren (1782 bis 1937) werden im Ganzen 41 383 Kinder im Kirchspiel geboren. Es entfallen dabei auf je 1000 Einwohner im Jahresdurchschnitt

1782 — 41,4 Geburten,
1816 — 38,7;
dagegen 1933 nur 11,4.

Gestorben sind in dieser Zeit — 33 945. Es bleibt rein rechnungsmäßig ein Überschuß von 14917.

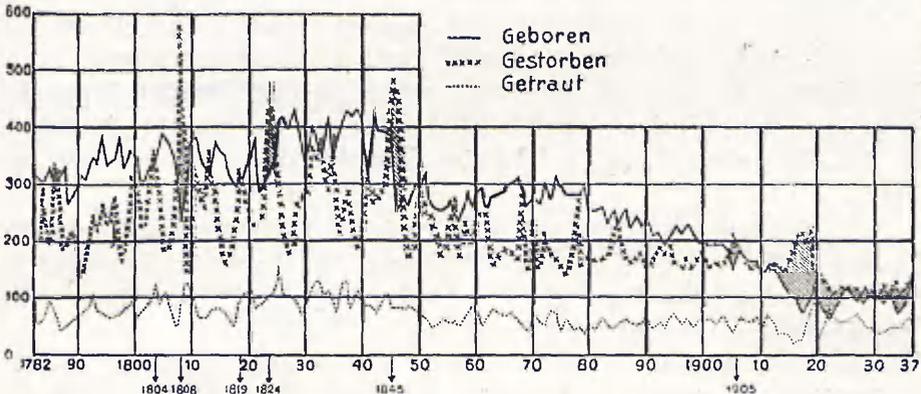
Dem Personalbuch nach gehörten 1933 zur Jesweinschen Gemeinde aber nur 8379 Seelen, so daß ein mathematischer Verlust von 6590 festzu-

stellen ist, der durch Abwanderung, Fortheiraten usw., (bis zur Freilassung 1819 auch Verlaufen der Bauern) zu erklären ist.

Wenn 1782 auf je 1000 Einwohner 41,4 Geburten und 22,7 Todesfälle kommen, der Zuwachs somit 18,7 beträgt (und sich 1816 auf 38,7 Geburten bei 16,6 Todesfällen, also 22,1 steigert), so ist die Zahl der Geburten 1937 auf 11,5 gesunken, die der Todesfälle 15,6, so daß in der Gegenwart der Zuwachs gänzlich aufgehört hat, vielmehr ein Unterschuf von 4,1 zu verzeichnen ist.

Der natürliche Zuwachs beträgt im Lauf von 122 Jahren (1782—1904) durchschnittlich 71,8. Seit 33 Jahren aber (1095—1937) gibt es keinen Geburtenüberschuf mehr, sondern einen absoluten Unterschuf im Jahresdurchschnitt von 26,3.

Wenden wir uns nun einer genaueren Betrachtung des sich über 155 Jahre erstreckenden Diagramms für das Kirchspiel zu.



Normalerweise muß die Geburtenkurve als oberste, in einem gewissen Abstände die Sterblichkeitskurve — als mittlere — und die Trauungskurve — als unterste — verlaufen. Schon eine Annäherung der Todeskurve an die Geburtenlinie ist ungünstig. Ein Überschneiden bedeutet den absoluten Geburtenunterschuf und Absterben, wenn dieser Zustand längere Zeit anhält. Es ist wie in der Medizin ein *Signum mali ominis*, ein böses Vorzeichen, wenn die Puls- und Temperaturkurve sich kreuzen und nicht mehr parallel verlaufen, sondern divergieren.

Das vorliegende Diagramm bietet, um den medizinischen Vergleich weiter fortzuführen, das Bild einer schweren septischen Erkrankung. Schwere Schüttelfröste erschüttern den Volkskörper und schwächen ihn. Doch er erholt sich immer wieder: die Lebenskraft und der Lebenswille sind stark ge-

ung, um wieder zu Kräften zu kommen. Seit 1905 ist aber eine ständig zunehmende und bis heute andauernde Pulschwäche vorhanden, die sich weder durch suggestive Mittel noch durch anregende Kampfeinspritzungen usw. beheben ließ. Das Krankheitsbild sieht im Augenblick nicht tröstlich aus.

Von 1782—1845 hält sich die Geburtenzahl, um zu unserer sachlichen Untersuchung zurückzukehren, mit größeren oder kleineren Schwankungen, zwischen 300 und 400 auf annähernd gleicher Höhe. Die Tendenz ist aufsteigend, ungeachtet steilen Absinkens zur Zeit herrschender Epidemien mit hoher Sterblichkeit. Nach dem Erlöschen der Epidemie kommt es regelmäßig zum Aufsteigen der Geburtenkurve bis zur vorhergehenden Höhe, ja diese wird sogar übertroffen.

Beeinflussen politische Ereignisse die Zu- resp. Abnahme der Geburten?

Es ergibt sich, daß die Bevölkerung von 1782—1845 auf jede Besserung und Sicherung der wirtschaftlichen Lage, ja schon bei bloßer Aussicht auf eine solche mit starker Zunahme der Eheschließungen und Geburten reagiert. — Jede Unsicherheit, Unruhen, Erhöhung der Lasten und Abgaben bringt sofort eine Geburtenfentung mit sich. Mißernten und Hungerjahre beeinflussten die Geburtenzahl wenig, auch die Napoleonischen Kriege nicht wesentlich.

Die Bauernverordnung von 1804, und erst recht die Freilassung der Bauern 1819 bedingt ein starkes Ansteigen der Geburten, besonders in den Jahren bis 1844. Es wird der höchste Stand der Geburtenkurve 1842 mit 435 Kindern erreicht.

Im Jahr 1845/46, nach einer schweren Ruhr-(Cholera?)Epidemie, an der 216 Menschen starben — die Gesamtodeszahl betrug 486 resp. 442 —, sinkt auch die Geburtenzahl von 430 auf 240, doch bleibt der sonst beobachtete nachherige starke Anstieg der Geburtenkurve aus. Sie hält sich fortan dauernd mit kleinen Schwankungen zwischen 250 und 300, doch mit immerhin ansteigender Tendenz bis zum Jahr 1880.

Der Grund dieses Einschnittes um 1845/46 ist in der Konversions- oder Übertrittsbewegung jener Jahre zur orthodoxen Kirche zu suchen. Die Konvertiten zählten nicht mehr zum lutherischen Kirchspiel Jeszaine, sondern zur rechtgläubigen Kirche des benachbarten Gutes Lasbona. Der steile Absturz ist also nur ein scheinbarer.

Eine gewisse Rolle im Geburtenrückgang spielt auch die Unzufriedenheit der Bauern mit der Fron und die schwere, unsichere Wirtschaftslage.

Nach Abgrenzung des Bauerlandes vom Gutslande durch das Geseß

von 1849, sowie dem Übergang von der Fron zur Goldpacht und dem in der zweiten Hälfte der 60-er Jahre beginnenden Gesindeverkauf zu erb- und eigen, bessert sich die Lage der Bauerschaft ganz wesentlich: die Gemeinde gelangt zu Wohlstand, und im Zusammenhang damit bessern sich die Lebensbedingungen und hygienischen Verhältnisse. Die Sterblichkeit sinkt und es kommt nicht mehr zu solch schweren Epidemien, wie 1785/86, 1803, 1808, 1824 (Blattern) und 1845/46 (Ruhr, bzw. Cholera) mit zahlreichen Todesfällen.

Die gefährliche landwirtschaftliche Krise in den 80-er Jahren infolge des Preisrückganges auf dem Weltmarkt spiegelt sich u. a. in einer fühlbaren Geburtenverminderung. Andere Umstände freilich treten noch stärker hinzu.

Die durch das Paßgesetz vom Jahre 1863 erleichterte Freizügigkeit hatte eine starke Abwanderung der Bevölkerung zur Folge. Die Entwicklung der Industrie in den 90-er Jahren forderte immer mehr Arbeiter: es setzte die Landflucht ein, „der Zug nach Riga“. Der Landbevölkerung hat nur das „us Rigu“ im Sinn. Die Jugend suchte sich Stellen im Inneren Rußlands oder in den Städten. Auch eine Auswanderung ins Ausland, nach Übersee macht sich bemerkbar. Im Kirchspiel bleiben die älteren Jahrgänge.

Von Bedeutung mag schließlich das Eindringen „moderner“ liberalistischer Ideen in die bis dahin sehr konservative lettische Landbevölkerung gewesen sein. Alte Bindungen lockerten sich.

Alles dieses bewirkte gemeinsam einen Nachlaß der Geburtenzahl: Ab 1880 fällt bei gleichbleibender Zahl der Eheschließungen, trotz niedriger Sterblichkeit, die Kurve ständig. Der Geburtenüberschuß wird immer geringer — und im Revolutionsjahr 1905 ist der Nullpunkt erreicht. Die Sterblichkeitskurve überschneidet die Geburtenlinie und bleibt dauernd über ihr. Der natürliche Zuwachs der Bevölkerung hat aufgehört. Der absolute Unterschluß beträgt von 1905—1937 im Jahresdurchschnitt 26,3.

Während des Weltkrieges 1915—1918 traten die Geburten- und Sterblichkeitskurve stark auseinander. 1917 werden nur 70 geboren (bei 22 Eheschließungen), gestorben sind dagegen 212, im Revolutionsjahr 1919 sogar 226. Davon sind 52 von den Bolschewisten ermordet, darunter zwei Deutsche *).

*) Gerhard von Magnus-Libbien am 24. 1. 19 und der örtliche Unterförster Eduard Kapranow am 7. 2. 19.

Die allerniedrigste Geburtenzahl seit 1782 (68) bringt das Jahr 1922. Eine kleine Aufbesserung erfolgt unter Nachhilfe der unehelichen Geburten, die z. B. 1929 — 12,5 v. H. und 1936 bereits 15 v. H. der Gesamtzahl der Geborenen ausmachten. Die Zunahme der Geburten ist aber doch ungenügend, um über die schwarze Todeslinie zu kommen.

*

In der deutschen Gemeinde des Kirchspiels verlaufen die drei Kurven gleichmäßig, wie ein geflochtenes Band, und es gibt nicht die starken Ausschläge und hohe Sterblichkeit, wie in der lettischen.

Zu dem 1782 vorhandenen Bestande sind im Lauf von 155 Jahren 829 hinzugeboren und 560 gestorben. Der Überschuß betrage rechnermäßig 507. Durch Abwanderung ist das Deutschtum bis auf einen geringen Rest von etwa einem Duzend Deutschen im Kirchspiel verschwunden. Die deutsche Gemeinde hat mit dem Tode des Pastors Ernst Aluning (29. 9. 19) zu existieren aufgehört. Der geringe Rest der vorhandenen Deutschen wird jetzt zur lettischen Gemeinde gezählt, in der Rubrik Nationalität ist die Volkszugehörigkeit vermerkt. —

Die Zahl der Eheschließungen von 1782—1919 beträgt 157. Bis 1937 kommen noch 7 Trauungen dazu, als zur lettischen Gemeinde gezählt — im ganzen sind 164 Ehen geschlossen. — Auf jede Ehe entfallen somit durchschnittlich 5 Kinder (bei 829 Geburten).

Auf 1000 deutsche Gemeindeglieder gab es 1782 — 43,5 Geburten, also mehr als in der lettischen Gemeinde (41,4). Für die anderen Jahre läßt sich die Geburtenzahl nicht berechnen, da der Bestand der deutschen Gemeinde nicht festzustellen ist.

Dagmar v. Dehn

Landwirtschaftliche Ertragssteigerung durch Meliorationen.

Die große Bedeutung sinnvoller Meliorationen für die Leistungssteigerung unserer Landwirtschaft ist oft genug betont worden. Für die deutschen Höfe gilt dieses in besonderem Maße, weil die meist geringe Betriebsfläche zu einer intensiveren Wirtschaftsweise zwingt. Tatsächlich ist dieses noch längst nicht überall erreicht. Das Vorhandensein von Unlandstrecken, Stubben- und Strauchland, versauerten Wiesen usw. bietet dabei häufig die Möglichkeit, aus der eigenen Wirtschaft wesentlich höhere

Erträge herauszuholen, sobald durch planmäßige Kultivierung die Ertragsfläche des Hofes gesteigert wird. Abschreckend wirken meist die nicht geringen Ankosten, die mit derartigen Bodenkulturarbeiten verbunden sind. Sie konnten für viele deutsche Höfe durch Einsatz freiwilliger Landdienstgruppen verringert werden. Darüber hinaus will aber die vorliegende knappe Untersuchung einen zahlenmäßig belegten Einblick in die Rentabilität derartiger Aufwendungen geben, die sich vor allem in dem Ansteigen des Milchertrages und damit natürlich auch des Milcherlöses nach Vorahme geeigneter Wiesen- und Weidenmeliorationen spiegelt.

Die beigefügte Kurvenzeichnung soll die tatsächliche Leistungssteigerung eines landwirtschaftlichen Betriebes im Laufe von 13 Jahren darstellen. Der Betrieb umfaßte 1926—1938 95 ha Gesamtareal (Stammhof + 2 Jungwirtschaften).

Die Intensivierung ist ermöglicht worden durch:

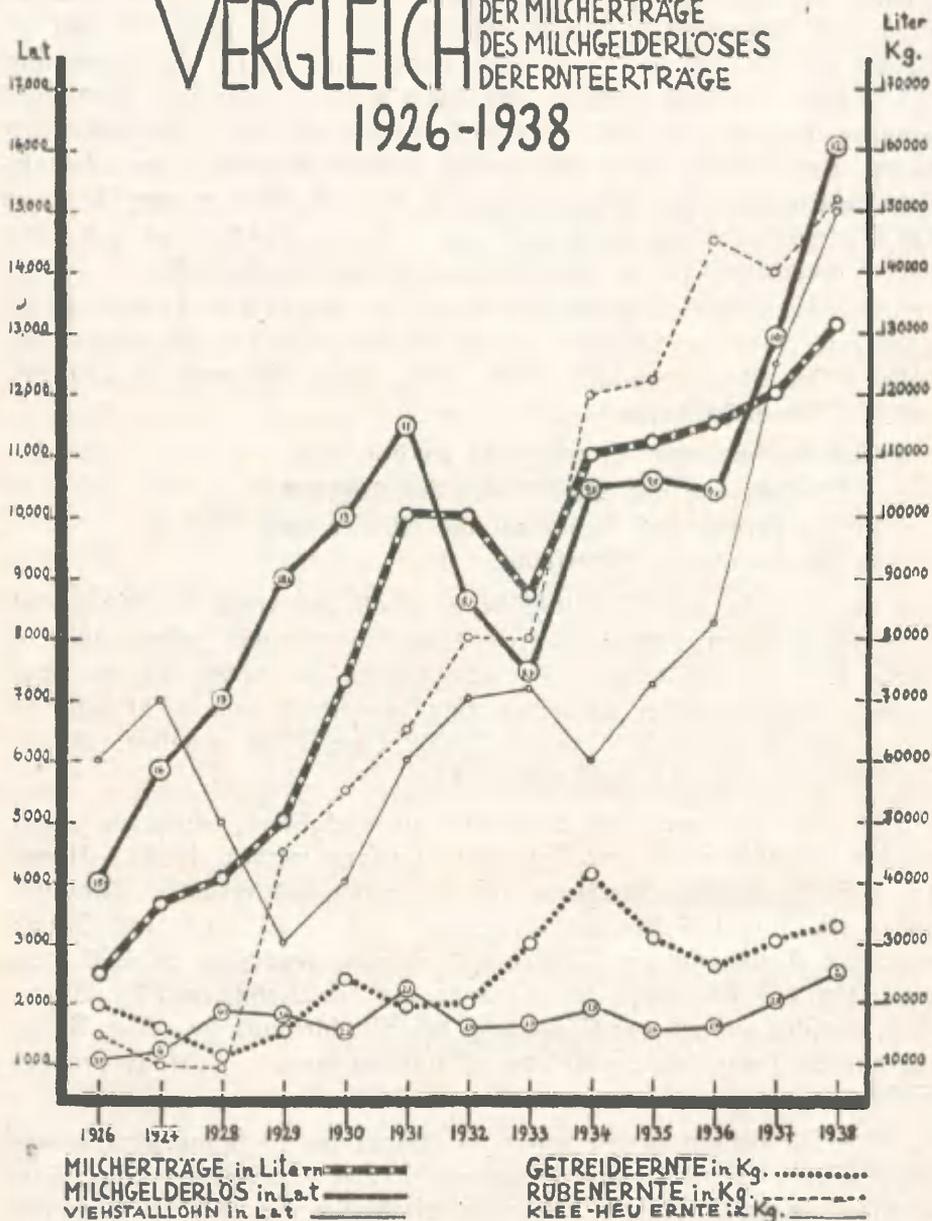
- a) Verbesserung und Vermehrung des Viehbestandes;
- b) Dränierung und Neuansaat von Wiesen und Weiden;
- c) Erweiterung der Ackerfläche.

A. 1926 standen 12 Milchkühe im Stall, mit einer Durchschnittsleistung von 2.100 Liter bei 3,6% Fett; durch Aufzucht und Zukauf zählte die Herde 1931: 28 Milchkühe, mit einer Leistung von 3.600 Liter pro Kuh; 1938 — 30 Milchkühe, mit einem Stalldurchschnitt von 4.400 Liter bei 3,7% Fett im Jahr. 1926 wurden 25.000 Liter Milch ermolken, 1938 — 131.600 Liter, also das fünffache!

B. Um diese ungeheure Steigerung zu ermöglichen, mußte für ausreichendes Raufutter und gute Dauerweiden gesorgt werden. 1929 — 31 wurden Teilerfolge durch Kleeweide auf dem Acker und erhöhten Feldfutteranbau erzielt (auf Kosten des Getreideanbaus); 1932 wurde mit Dränierung und Neuansaat von Wiesen und Weiden begonnen, ab 1935 steigt der Ertrag des Heues von Jahr zu Jahr, und die Verbesserung der Weiden trägt ausschlaggebend zur Steigerung der Milchleistung bei. Der Futterrübenanbau steigt fast parallel der Milcherzeugung, — als notwendiges Saftfutter.

C. Die Getreideernten zeigen im Ablauf der 13 Jahre keine wesentlichen Schwankungen im Gesamterdrusch. Der wachsende Viehbestand machte einen erhöhten Feldfutteranbau erforderlich, die Getreideanbaufläche wurde reduziert; durch reichliche Stalldüngung und neues Saatgut konnten jedoch die Ernteerträge pro ha stark verbessert werden: 1926 — 15 dz. je ha; 1938 — 22 dz. je ha.

VERGLEICH DER MILCHERTRÄGE DES MILCHGELDERLOSES DER ERNTEERTRÄGE 1926-1938



Die Zahlen im Kreise bedeuten die Preise (bzw. in der unteren Kurve die Lohnkosten) je Liter Milch in dem betr. Jahr.

Die Intensivierung des Betriebes hat Geldinvestitionen gefordert: 1926—30 wurden ca. Ls 3.500,— für die Vergrößerung des Viehbestandes verausgabt. Der Milchgeldderlös steigt von Ls 4.000,— (1926) auf Ls 16.140,— (1938)!, mit starken Preisschwankungen pro Liter (Höchstpreis 1929 — 18,6 Sant.; 1930 — 8,7 Sant.; 1938 — 12,2 Sant. pro Liter). Die hohen Milcherträge fordern Kraftfuttermgaben. Die Kosten hierfür schwanken zwischen 2 und 3 Sant. pro Liter Milch.

Die Lohnkosten (incl. Deputat und Kostgeld) für die Betreuung des Rindviehs wachsen nicht entsprechend dem Milchertrage, sondern sind von Ls 1.200,— auf Ls 2.600,— gestiegen, und variierten zwischen 4,5 (1928) und 1,4 (1936) Sant. pro Liter Milch. (Die allgemeinen Wirtschaftsumkosten usw. steigen auch nicht parallel den Mehreinnahmen.).

Die 1932—1938 ausgeführten Meliorationen, wie Stubbenroden, Umbrechen, Drainage, Neuansaat von Wiesen und Weiden, haben Ls 6.800,— gefordert (13 ha Neulandgewinnung und Kultivierung von ca. 17 ha Wiesen und Weiden). Die Verbesserungen der Weiden und Wiesen haben ihre Auswirkungen in der Steigerung der Milcherträge deutlich gezeigt, die 1933—38 vergrößerte Ackerfläche wird in den nächsten Jahren eine weitere Vergrößerung der Ernteerträge ermöglichen.

Diese kurze Beschreibung erhebt nicht den Anspruch eines betriebswirtschaftlich abgeschlossenen Berichtes, sondern soll lediglich zeigen, wie durch zweckentsprechende Geldinvestierung und Planung auf weite Sicht wesentliche Erfolge erzielt werden konnten. Eine extensive Landwirtschaft mit unsicherem Reinertrag ist zu einem gesunden, wirtschaftlich gefestigten Betriebe geworden. Die Verbesserung von Stall und Acker hat die fortschreitende Sicherung des Hofes ermöglicht.

Johann Wülsch

Der volksbiologische Kampf der Deutschen in Südslawien

Der Kampf um die Selbsterhaltung der Völker und Volksgruppen auf gleichem Lebensraum spielt sich in Wirklichkeit nicht mehr bloß auf dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gebiete ab, sondern er ist vorwiegend biopolitischer Natur. Diese Erkenntnis dem Volke zu übermitteln

und es zur Abwehr und Vorsorge aufzurufen, muß die Hauptaufgabe der Biostatistik und der Bevölkerungspolitiker der Volksgruppe sein *).

Einer der besten Kenner der natürlichen Bevölkerungsbewegung der auslanddeutschen Volksgruppen, Dr. Hans Harnsen, weist auf die geheimnisvollen Verbindungen in den biologischen Vorgängern zwischen dem Volke im Mutterlande und den aufgesplitterten Volksteilen unter fremden Völkern hin. Wozu allerdings zu bemerken ist, daß die Verteilung nach Raum und Siedlungsgröße, die ethnographische Durchsetzung des deutschen Raumes mit fremden Elementen, die Unterwanderung und Aushöhlung des Volkskörpers, die Entvölklichung durch Schule und Kirche, die Bevölkerungsdichte, die Bodenreformen u. a. m. Merkmale bilden, durch die sich die volkspolitische Lage einer Volksgruppe von dem Stammvolke im Mutterlande unterscheidet. Zweitens leben unsere Volksgruppen fast durchweg in Staaten mit biologisch kräftigen, lebenslustigen Völkern, wo eine Geseßgebung zur Hebung der Geburtenzahl noch nicht notwendig ist. Unsere Tragik liegt eben darin, daß wir in dieser Hinsicht auf uns selbst angewiesen sind, und eine Besserung nur durch die Entfaltung der eigenen völkisch-sittlichen Kräfte ohne Zuhilfenahme exekutiver Machtmittel erzielen können. Und drittens fehlt uns der richtige Überblick über unsere eigene Lage, da uns die Quellen zur statistischen Erfassung zumeist unerreichbar oder nur äußerst schwer zugänglich sind. Deshalb ist auch unsere einschlägige Literatur, die uns die Ansatzpunkte für unsere bevölkerungspolitische Aufbauarbeit zeigen sollte, verhältnismäßig schwach entwickelt.

Vor dem großen Weltkrieg war das zahlenmäßige Verhältnis des madjarischen Volkes zu den anderen Völkern wie 48,1 : 51,9. In Südslawien stehen aber 83 v. H. Südslawen 17 v. H. Andersnationalen gegenüber. Dieses veränderte Zahlenverhältnis im neuen Staate läßt auch eine Veränderung im Verhalten des Staatsvolkes zu den Volksgruppen erwarten. An Stelle der madjarischen zwangsmäßigen Assimilationspolitik empfiehlt man vorwiegend ethnographische Durchsetzung der Siedlungsgebiete, Depopulation, Stärkung der wirtschaftlichen und kulturellen Überlegenheit des slawischen Elementes auf den Gebieten, wo die Volksgruppen zahlenmäßig stark vertreten sind. „Entweder gelingt es uns“ — schreibt ein serbischer Bevölkerungspolitiker, Dr. Bojtic — „aus den Gebieten ein »neues Amerika« zu schaffen, das mit seinen günstigen wirtschaftlichen Bedingungen den ethnischen Überschuß aus den anderen Gebieten des Staates

*) Vgl. Johann Wüschel, „Zur Volksbiologischen Lage der Deutschen in Südslawien“, „Volk im Osten“ Januarheft 1937, der dies Thema mit noch größerer Ausführlichkeit im Einzelnen für die deutsche Volksgruppe Südslawiens behandelt.

herbeizieht und auf diese Weise eine selbsttätige Nationalisierung in die Wege leitet, oder aber müssen wir noch Jahrhunderte warten auf die Erfüllung dieser Lebensforderung unserer nationalen Politik...“

Diese Problemstellung ist sehr klug und neuartig. Und in der Tat, die kräftige, zahlenmäßige Stärkung des slawischen Elementes auf unserem Hauptfiedlungsgebiete ließ nicht lange auf sich warten, was aus dem ständigen Anwachsen der Südslawen in der Wojwodina unzweideutig hervorging. Der Anteil der südslawischen Bevölkerung auf diesem Gebiete ist von 1900 bis 1931 von rd. 490 000 (40 v. H.) auf 660 000 (46 v. H.) angestiegen. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß der natürliche Zuwachs der bodenständigen Slawen in diesem Teile des Staates hinter diesem durch die Agrarreform, Slawisierung des gesamten Verwaltungsapparates u. dgl. hervorgerufenen tatsächlichen Zuwachs sehr weit zurückblieb.

Es entsteht die Frage, welche Umstände und Verhältnisse bei diesen Deutschen vorliegen, die diesem kräftigen dynamischen Druck aus den südlichen Gebieten des Staates standhalten könnten?

Da sind zunächst zu nennen: 1. die ländliche Art der Lebensform: 82,38 v. H. der Deutschen leben auf dem Lande; 2. die Größe der Gemeinden: die deutsche Landbevölkerung lebt zu 86,16 v. H. in Großgemeinden von 2000 Einwohnern aufwärts; 3. der große Prozentsatz der deutschen Mehrheit in den Gemeinden: von den 90 deutschen Mehrheitsgemeinden liegt in 69 der deutsche Bevölkerungsanteil in der Spanne von 60—100 v. H.; 4. die Bevölkerungsdichte: die deutschen Gemeinden sind durchwegs dichter bewohnt als die andersnationalen (durchschnittlich 80,1 Personen auf 1 Quadratkilometer); 5. der Mangel an deutschem Großbesitz und Gemeindefeldern: auf dem zerstückelten deutschen Boden ist kein Platz mehr für die bevorzugten andersnationalen Agrarinteressenten; andererseits freilich ist zu verweisen auf die ungünstige soziale Gliederung und Besitzverteilung in den deutschen Gemeinden, die eine Entwicklung in der Richtung der Einengung des deutschen Lebensraumes begünstigen: nahezu ein Drittel der deutschen Bevölkerung gehört dem besitzlosen Arbeiterstande an und 39 bzw. 38 v. H. der Bauernbetriebe entfallen auf Zwerg- bzw. Kleinbetriebe deren Einkommen unter der Acker-nahrung liegt.

Diese und noch andere Umweltverhältnisse bestimmen die Lebensgesetze und zum großen Teile auch die volksbiologischen Entfaltungsmöglichkeiten der deutschen Volksgruppe in Südslawien. Auf die anderen wirksamen Momente in der Gestaltung des Lebens einer völkischen Minderheit wie die

geistige Haltung, die kulturellen Kräfte, die rassenhygienische Entwicklung, will ich hier nicht eingehen.

Wir wollen nun übergehen zur Betrachtung der natürlichen Bevölkerungsbewegung der deutschen Volksgruppe auf ihrem Hauptsiedlungsgebiete: Banat, Batscha und Baranja. Diese zeigt in Verhältniszahlen (auf 1000 der Bevölkerung) ausgedrückt folgendes Zahlenbild:

Zeitabschnitt	Heiratsziffern	Geburtsziffern	Sterbeziffern	Natürlicher Zuwachs
1906/1910	8,3	32,79	23,04	9,75
1919/1928	14,39	30,89	19,45	11,44
1924/1928	9,73	25,38	18,12	7,26
1929/1932	8,56	22,28	17,03	5,25
1932	8,87	23,84	18,73	5,10
1933	9,04	21,63	16,59	5,04
1934	8,04	19,43	15,72	3,71
1935	6,74	16,95	13,95	3,00

Der Raummangel gestattet uns nicht, die hier gezeigten Zahlen eingehender auszuwerten. Bei den Eheschließungen ist es wichtig festzuhalten, daß ihre Zahl im Jahre 1934 fast genau so hoch war wie vor 25 Jahren, während der Geburtenrückgang im gleichen Zeitraum nahezu 50 v. H. beträgt. Der rohe Geburtenüberschuß von 3 a. E. ist lediglich die Folge der Senkung der Sterbeziffer. Aber auch dieser geringe Geburtenüberschuß geht bei der Vereinigung der biologischen Lebensbilanz verloren und an seine Stelle tritt ein bereinigtes jährliches Geburtendefizit von 7,2 auf 1000 der Bevölkerung. Mit einer Fruchtbarkeitsziffer von 79,8 Lebendgeborenen auf 100 gebärfähige Frauen stehen die Deutschen unter allen Völkern dieses Raumes an letzter Stelle. Die vorwiegend soziologisch bedingte Frühehe findet in den letzten Jahren immer mehr Eingang in den Dörfern. Man wird vielleicht vom rassenhygienischen und medizinischen Gesichtspunkte aus gegen sie Einwände erheben, sie kann sich aber für das Volksganze günstig auswirken. Durch sie schiebt sich nämlich in das gesellschaftliche Gefüge eine neue Generation ein, die bei spät heiratenden Völkern nicht in Erscheinung tritt. Ihr kann es zum Teile unsere Volksgruppe verdanken, daß sich der Volksbestand trotz des Ein- und Zweikindersystems noch einigermaßen hält.

Der Ernst der Lage äußert sich eigentlich im „Geburtenkampf“ der einzelnen Völkerschaften untereinander. Der Hundertsatz der Slawen an der Gesamtbevölkerung auf unserem Hauptsiedlungsgebiete beträgt 46,33 v. H., der der Deutschen 21,51 v. H., dagegen sind 1935 52,30 v. H. der Geborenen Slawen und nur 18,58 Deutsche.

Der eigentliche biologische Nahkampf spielt sich aber in den Gemeinden mit gemischter Bevölkerung ab. Und da sehen wir oft, daß die Zahl der Geburten anderer Nationen, die kaum ein Drittel der Ortsbevölkerung ausmachen, nicht nur die Geburtenzahl der zweimal stärkeren Deutschen erreicht, sondern diese sogar überwiegt. Wem wird hier einmal der Boden gehören? Wohl denen, die die meisten Kinder haben werden. Obzwar im biologischen Kampf schon unterlegen, sehen wir andererseits, daß die Deutschen bisher ihren Bodenbesitz — im Gegensatz zu den Volksgenossen in Rumänien — restlos erhalten konnten. Gerade das rumänische Beispiel lehrt uns wieder daß wahrer Bodenschutz nicht bloß in hoher wirtschaftlicher Kultur und im organisatorischen Zusammenschluß liegt, sondern letzten Endes in den kinderreichen Bauernfamilien.

Im Zusammenhange mit der Bevölkerungsbewegung sei noch kurz auf die gesundheitliche Lage der Volksgruppe hingewiesen.

Nabezu 30 v. H. aller Gestorbenen entfallen auf das Kindesalter von 0—15 Jahren (in Deutschland 14,72 v. H.). Auf 100 Lebendgeborene von 0—1 Jahren entfielen durchschnittlich in den Jahren 1929/32 15,20 Todesfälle, in Deutschland zur gleichen Zeit 7,9! Die Säuglingssterblichkeit auf 100 Lebendgeborene berechnet, nimmt zwar allmählich ab, ihr Rückgang ist aber in erster Reihe eine Folgeerscheinung des Geburtenrückganges und nicht, wie man es gerne annimmt, die unbedingte Folge der Besserung der Gesundheitsverhältnisse. Das ist um so mehr zu beklagen, da die hier gebotenen Rationalisierungsmöglichkeiten wesentlich geringer sind als bei den Nachbarvölkern.

Die häufigsten Todesursachen sind geburtsbedingt (Frühgeburt, angeborene Lebensschwäche) insbesondere in den kinderarmen Gemeinden und dann die Ernährungs- und Verdauungsstörungen. Viel zu schwach ist auch bis auf den heutigen Tag der Schutz der gebärenden Mutter: in den letzten Berichtsjahren starben an Kindbettfieber 0,58 v. H. sämtlicher Verstorbenen, das ist ungefähr 0,3 v. H. der Geburten. Auf 100 Lebendgeborene entfallen i. D. 2,42 Totgeburten.

Die künstliche Abtreibung ist zu einem Problem der Volksgruppe geworden. Sie hat einen ebenso nationalen wie sozialpathologischen Charakter. Die brutale Unterbrechung der Schwangerschaft ersetzt bei den ärmeren Volksschichten die teuere Technik der Empfangsverhinderung, deren sich die wohlhabenderen Volksschichten bedienen. Dazu kommt noch der bedauerliche Umstand, daß die deutsche Ärzteschaft fast ausschließlich auf individuelle Heilbehandlung eingestellt ist und keine prophylaktischen Maßnahmen und Errichtungen zum Schutze des Volksbestandes, der Mutter und des Kindes,

hervorzubringen vermochte. Darin liegt das nationale Problem und vielfach auch die biologische Tragik der deutschen Frau.

Noch kurz über die Bewegung der Andersnationalen, die mit uns unserer Siedlungsgebiet bewohnen: Südslawen und Madjaren. Allgemein kann von ihnen gesagt werden, daß ihre durchschnittlichen Geburtenziffern im Vergleich mit den unsrigen noch hoch liegen, sie können sich aber in einem kräftigen natürlichen Zuwachs nicht realisieren, weil eben auch die Sterbeziffern zu groß sind. Der rohe Geburtenüberschuß bei den geburtenstärkeren Slawen betrug im letzten Jahre 3,62 a. T., bei den Madjaren 3,00 a. T. Der wesentliche Unterschied zwischen diesen Völkern und den Deutschen besteht aber darin, daß der geringe slawische natürliche Zuwachs den Unterschied zwischen der großen Zahl der Geburten und der großen Zahl der Todesfälle darstellt, während der gleichgroße Geburtenüberschuß bei den Deutschen das Ergebnis der geringeren Geburtenzahl und der verhältnismäßig geringen Sterbezahl ist. Das bedeutet mit anderen Worten so viel, daß bei den Slawen und z. T. auch bei den Madjaren bei gleichbleibenden Vermehrungsverhältnissen noch große Nationalisierungsmöglichkeiten bestehen die bei den Deutschen in bedeutend geringerem Maße vorhanden sind. Während beispielsweise bei den Deutschen von 100 Gestorbenen 28,98 auf das Kindesalter von 0 bis 15 Jahren entfallen, beträgt der Hundertsatz bei den Slawen 44,7 v. H. Im ersten Kindesalter und an Tuberkulose sterben bei den Deutschen 30,16, bei den Slawen 45,9 v. H.

Ich habe versucht, in ganz groben Zügen ein Bild zu entwerfen über die bevölkerungspolitische Lage unseres heimatlichen Deutschland unter Anwendung soziologischer Betrachtungen. Es ergibt sich daraus zweifelsohne eine biopolitische Gefahrenlage, die sich nicht nur im hartnäckigen Geburtenrückgang, in der Erschlaffung des Lebenswillens kundtut, sondern auch im Kräftespiel der Völker untereinander auf biologischem und sozialwirtschaftlichem Gebiete zum Ausdruck kommt.

Die soziologischen Voraussetzungen zur Selbsterhaltung, wie die ländliche Art der Lebensform, die Siedlungsform, Bevölkerungsdichte, soziale Gliederung, Besitzverteilung u. a. m. scheinen im Großen und Ganzen gegeben zu sein, — doch schlägt der Geburtenrückgang in diese natürlichen Schutzwall eine Bresche und öffnet diesen zur Unterwanderung und Aushöhlung des Volkskörpers.

Die Lösung des gestellten Problems liegt in erster Reihe also nicht so sehr in der Abwehr von außen kommender Gefahren, sondern vielmehr in der Stärkung der eigenen biologischen Lebenskraft. Voraussetzung dazu ist

der Aufbruch eines neuen politisch geformten Lebenswillens der Gesamtvölkergemeinschaft und der Sieg der deutschen Weltanschauung, deren verpflichtende Gesinnungskräfte die Gewähr für die innere Gesundheit auch der süddeutschen Völkergemeinschaften in sich bergen.

Aus dem Schrifttum der Zeit

Rose Pianner-Petelin: Wolhynische Kolonisten im Kriege

Eines Tages waren die Kosaken, die requirierenden Offiziere verschwunden, dafür ergoß sich das Militär in unabsehbarer Menge über das Land. Kolonne um Kolonne kam durch Brunnental. Das hörte ja überhaupt nicht auf: Russen, Russen ohne Ende! In den ersten Tagen marschierten und ritten die Truppen durch, aber dann ging es bald langsamer voran, es schien nicht weiterzugehen. Die Wege waren verstopft, es staute sich alles. Überall, wohin man sah, war russisches Militär, Geschütze, Wagen, Tausende von gesunden, kräftigen Männern in graubraunen Uniformen, Hunderte von gesunden, schönen Pferden. Auf den Wiesen standen Feldküchen, in den Ställen und Häusern konnte man sich vor Soldaten nicht rühren. Sie erwiesen sich oft als gutmütige Burschen. Daß sie requirierten, konnte man ihnen nicht zur Last legen, das war Kriegsrecht. Zwar wußte man nicht, wieviel das Geld wert war, das man von ihnen bekam. Schlimm war ja nur, daß sie in solcher Menge ankamen.

„Mein Gott, Herr Pfarrer“, sagte Olga Hillmann, als der Pfarrer wieder einmal nach ihr sah, „ich hab' nie gedacht, daß es so viele Menschen auf der Welt gibt.“

Die Armee zog den fernen Karpathen zu. „Ob dort die Unsrigen stehen?“ Weit drin mußte es aber sein, denn man hörte keinen Schlachtenlärm. Durch die russischen Zeitungen erfuhr man erst, daß die Österreicher bis tief in die Karpathen zurückgewichen waren, daß Lemberg in Feindeshand war. Konnten die Unsrigen überhaupt gegen diesen Strom von Militär ankommen, würden sie jemals dieses Gebiet zurückgewinnen? Eine große Mutlosigkeit überfiel die Gemeinde.

Der Pfarrer wußte um das Gefühl der Verlassenheit, das die Herzen der Brunntentaler heimgesucht hatte, auch er selbst war ja nicht frei davon. Die Nacht zum Sonntag verbrachte er fast schlaflos. Sein Haus war bis auf den letzten Platz mit Militär belegt. Das Geräusch unruhig schlafender, der Laut von Tritten, gedämpfte Stimmen erfüllten das sonst so

stille Haus. Er überlegte die morgige Predigt, die erste nach dem Einzug der Russen.

Zur Kirche läutete es nicht. Das war vom Kosakengeneral verboten worden. Man mußte achthaben, daß man die Zeit nicht verpaßte. Viel früher als sonst füllte sich darum die Kirche, keiner wollte zu spät kommen.

Der Pfarrer saß in der Sakristei. Durch das schmale, längliche Fenster fiel das Licht der Herbstsonne auf das aufgeschlagene Gesangbuch vor ihm. Um seinen schweren Körper hauchte sich der schwarze Talar, lag in breiten Falten auf dem Steinboden. Der Pfarrer sah blaß aus und übernachtigt. Von der Röthe, die sein Gesicht sonst fröhlich überzog, war nichts geblieben als die roten Aderchen, die in vielen Verästelungen durch die blasse Haut leuchteten. Er fuhr mit dem Taschentuch öfters über seine Augen, die, wie oft, in Tränen schwammen. Sonst saß er still und horchte auf das Geräusch der schlürfenden, tapsenden Schritte, das nebenan die Kirche erfüllte.

Zwischen den Soldaten, die überall am Wege standen, zwischen den Maschinengewehren und den Feldküchen kamen die Kolonisten in kleinen Trupps aus den Häusern, fanden sich zu größeren Gruppen, standen eine Weile auf dem Kirchplatz in der Sonne, sahen mit Arger auf die Soldaten, die wohl nur aus Neugier sich auch in die Kirche drängten, trennten sich beim Eingang, und jeder suchte seinen Platz. Männer und Frauen saßen durch den Mittelgang getrennt.

Bevor die Orgel anhub, schlugen sie alle nach den Nummern, die am schwarzen Brett an der weiß gefalkten Wand steckten, die Lieder im Gesangbuch auf. Die Sakristeitür war angelehnt. Der Pfarrer stand auf, sah hinaus, ob die Kirche gefüllt war und er das Zeichen zum Anfang geben könne. Sah er recht? Da saß die ganze Männerseite voller russischer Soldaten, kaum zwei Reihen waren von den Kolonisten besetzt, die übrigen hatten sich an den Schluß der Frauenseite gesetzt. Der Pfarrer war ärgerlich. Nun mußte erst die Kirche gesäubert werden, und es würde eine Weile dauern, bis die rechte Sammlung wieder da war. Da kam auch schon der Kurator mit Weib und Bisanz, den zwei Kirchenältesten, herein. Was das für Soldaten wären? Die Männer wußten es nicht. Undes könne ja gut Ukrainisch, er sollte sich vor den Altar stellen und ganz laut sagen: „Ich mache die Anwesenden aufmerksam, daß hier deutsch-evangelischer Gottesdienst stattfindet.“ Bisanz meinte, daß müßten die Russen wissen, man hätte eben die Gesangbücher ausgeteilt, die Soldaten hätten welche genommen. Der Pfarrer überblickte durch den Spalt noch einmal die Kirche. Die Soldaten saßen ganz still und andächtig: mochten sie also in Gottes

Namen sitzen bleiben. Das meinte der Kurator auch. Man war ja machtlos, wenn sie sich der Aufforderung, die Kirche zu verlassen, widersetzen.

Die Männer verließen den Pfarrer. Er gab Kullmann, der auf der Orgelbank saß, das Zeichen. Jetzt setzte das Vorspiel ein, erfüllte das schlichte Gotteshaus mit reinen, schönen Klängen. Die Orgel war gut, der Pfarrer hatte sie von Gaben, die Freunde im Reich gesammelt hatten, erst im Vorjahr angeschafft. Der Pfarrer kam aus der Sakristei und setzte sich an seinen Platz. Jetzt präludiverte Kullmann das Eingangslied, und nun setzte die Gemeinde mit ihrem Gesang ein. Erschrocken horchte der Pfarrer auf. Das brauste und dröhnte voll und gewaltig durch das Kirchlein:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze tränkt,
Der allertreu'sten Pfllege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.“

Die russischen Soldaten sangen alle mit. Jeder einzelne mit Inbrunst und Hingabe. Noch nie hatte das Kirchlein solch brausender Gesang aus so viel Männerkehlen erfüllt. Sie sangen das alte deutsche Lied, das im Dreißigjährigen Kriege entstanden und in so manchen Kriegen, in vielen schweren Zeiten das deutsche Volk getröstet und zusammengeschlossen hatte.

Das Lied umfloß den Pfarrer, der ernst und bewegt allein zu Füßen der Kanzel saß. Mit einem Schlage war es ihm klar: die Kirche war vom ersten bis zum letzten Platz mit Deutschen gefüllt. Die Soldaten steckten im russischen Rock und kämpften für Petersburg, sie waren aber alle Söhne deutscher Gemeinden aus dem feindlichen Nachbarland, Kolonisten, deren Väter aus deutschen Gauen in unbekannte Fernen gezogen waren, gerufen von fremden Herrschern, dort wildes Land gerodet, reißende Ströme eingedeicht und dunkle Wälder zum fruchtbaren Acker gemacht hatten, deutsche Kolonisten, wie jedes seiner Gemeindefinder auch. — Geliebte deutsche Mutter, hast du nicht Raum genug für deine Kinder? Müssen sie in fremden Uniformen auf den Schlachtfeldern der Fremde sich als Feinde gegenüberstehen?

Als Kullmann das Lied in leisen Tönen ausklingen ließ, stieg der Pfarrer auf die Kanzel. Bewegt sah er auf die vielen kurzgeschorenen Sol-

datenköpfe, suchte mit einem Blick die Väter der Brunnentaler Gemeinde, überflog die Frauenseite, wo die Mütter mit ihren Kindern sich über das Gesangbuch beugten. Die Orgel verstummte, und aller Blicke wandten sich ihm zu. Von ihrem gemeinsamen Schicksal durfte er jetzt nicht sprechen, aber mitten in dem Heerlager, das die Kirche umgab und von wo Gewieher der Pferde, Rasseln der Wagen ins Innere drang, ihnen allen, die sie um die einfache Kanzel sich scharten, aus brüderlichem Herzen und in deutscher Sprache Worte ewiger Kraft und ewigen Trostes sagen, das konnte er und tat er. Ein solcher Glanz der Güte und der Hingabe lag auf seinem Gesicht, daß alles staunende Fragen der Gemeinde angeichts der deutschsingenden Russenschar verstummte und aller Augen still an seinem Munde hingen. Die Sonne wanderte über die Köpfe, über die weißen Holzpfeiler, den gelben Fußboden, und währenddem erwuchs aus den Herzen der deutschen Menschen, die hier wie eine kleine Insel im Getöse eines Bergflusses zusammengetrieben waren, eine helle Blume, inmitten des Streites und des Unfriedens breitete für eine Weile der Friede seine weißen Schwingen. Der Friede, von dem die Bibel sagt, er sei höher als alle Vernunft.

„Hans Schroeder aus Alttschilling“, „Georg Barth aus Ehrenfeld“, „Jakob Haffel aus Raifertal“, „Josef Hilgenberg aus Freidenfeld“ — so und ähnlich stellten sich nach dem Gottesdienst die Soldaten dem Pfarrer vor. Die meisten stammten aus dem Gouvernement Samara an der Wolga, manche aus Saratow, aus Bessarabien und einige auch aus Rurland. Schmucke Burschen waren es.

„So scheene und g'sunde Bursche“, sagte die Muthmann zum alten Görres, „e Schand, daß se bei de Russe sind.“

Eine Schande war es nicht, aber schwer zu begreifen, und im Laufe der kommenden Woche wurde in vielen Häusern der Kolonie über diesen Gottesdienst gesprochen, und wie merkwürdig es doch sei mit den Deutschen. Gab es zu viel davon, oder war die Welt zu klein?

Aus dem Roman „Das heilige Band“
von Rose Planner-Petelin, er-
schienen 1938 im Propyläenverlag, Berlin.

Politische Chronik

Lettland

Beileid des Staatspräsidenten anlässlich des Todes Pius XI.

Staatspräsident Ulmanis übersandte anlässlich des Hinscheidens Papst Pius XI. dem Dekan des Kardinal-Kollegiums, Kardinal Ignacelli di Belmonte, ein in warmen Worten gehaltenes Beileidstelegramm.

Kurz darauf hielt der Apostolische Nuntius in Lettland, Urata, eine kurze Ansprache im Rundfunk, in welcher er der Verbundenheit des lettischen Volkes mit dem Verstorbenen gedachte, wobei er u. a. sagte, daß das Programm Pius XI. — die Erhaltung des Friedens — den lettländischen Staatspräsidenten dazu bewogen habe, in seinem Telegramm an das Kardinal-Kollegium die Zuerteilung des Beinamens „Der große Hüter des Friedens“ an den Verstorbenen anzuregen.

Auch die „Brihwa Seme“ brachte einen in warmen und ehrfürchtigen Worten gehaltenen Nachruf zum Hinscheiden des Papstes, in welchem es u. a. hieß: „Er war unfehlbar, nicht nur deshalb allein, weil Er die Wege und Gedanken Gottes am besten verstand, sondern auch deshalb, weil der große Erfahrungsschatz, welchen der Vatikan von Anbeginn an besitzt, Pius XI. die Möglichkeit gab, fehlerlos über die Dinge der Gegenwart und Zukunft zu urteilen“.

„Lettisch-deutsche Fragen“ in der „Brihwa Seme“.

Einen inhaltsreichen Aufsatz zu obigem Thema brachte im Berichtsmonat die halbamtliche lettische „Brihwa Seme“ unter der Überschrift „In jedem Staate kann es nur einen Nationalismus geben“. Der grundsätzlich bedeutsame Aufsatz behandelte die deutsch-lettischen Beziehungen, wobei er von der Feststellung ausging, daß alle Voraussetzungen für ein gutnachbarliches Verhältnis auf politischem Gebiet gegeben seien. So seien auch die Grundsätze des Nationalsozialismus den Letten viel eher verständlich, als den traditionsgebundenen demokratischen Staaten des Westens. Zwischen Lettland und Deutschland bestünden deshalb keine doktrinären Gegensätze. Auch erkenne Lettland die gewichtige Stellung Deutschlands an der Ostsee stets in vollem Umfange an und habe ihr in seinen außenpolitischen Bemühungen um eine klare Neutralitätslinie einen gebührenden Platz zugewiesen.

Was nun freilich das lettländische Deutschtum angehe, so seien die Linien hier klar gezogen, ihre Einhaltung jedoch nicht so leicht. Man

könne nicht verlangen, daß die Deutschen Lettlands schon im Laufe einer Generation sich in ihre neue Lage gefunden hätten. Auch psychologische Momente seien vorhanden. Eine Reihe von Vorurteilen sei mit der doppeüzüngigen Rolle verknüpft, die ein Teil der Deutschen Lettlands früher gespielt habe. — Andererseits, so heißt es dann, weiter, hätten die Deutschen Lettlands seit Bestehen des Staates nicht zu fühlen brauchen, daß sie jemand in diesem Lande unterdrücken wollte. Als die Regierung jedoch im Jahre 1934 daran ging, die Politik der nationalen und sozialen Gerechtigkeit abzustecken, zu erfüllen und zu festigen, da hätten die Deutschen dieses als eine gegen sie gerichtete Handlungsweise aufgefaßt, was nicht den Tatsachen entsprach. Auf's Ganze gesehen seien Letten und Deutsche nicht durch organische Unverträglichkeit geschieden, sondern durch Einflüsse aus der Vergangenheit, die überlebt seien und überwunden werden müßten. Se früher dieses von den Deutschen Lettlands verstanden würde, um so eher werde die Sonne Lettlands über allen seinen Bürgern scheinen.

Dann geht der Verfasser auf jenes Grenzgebiet über, wo außen- und innenpolitische Fragen oft zusammenstoßen. Völkisch-verwandtschaftliche Bande zwischen dem deutschen Volke und der deutschen Minderheit in Lettland seien vorhanden; die gegenseitige Sympathie sei eine vollkommen normale Erscheinung, es könnten keinerlei Einwendungen gegen einen persönlichen Kontakt erhoben werden. Die Letten dächten nicht daran, die Pflege der deutschen Sprache und des deutschen Volkstums zu behindern. Damit seien jedoch die klaren Grenzlinien erreicht; hinter diesen Linien begännen jene ideellen Konflikte, die sich in seelische und politische verwandeln könnten.

„Selbstverständlich kann“, so erklärt das Blatt, „jeder Bürger des Deutschen Reiches, der sich im Auslande befindet, Nationalsozialist sein, ebenso wie jeder Bürger der Sowjetunion Kommunist sein kann“. Doch gebe es in Lettland eine philosophische und eine politische Einstellung, welche der nationalen Organisation der Letten fremd sei. Die These, daß der Nationalismus keine Exportware sei, habe augenscheinlich einen Vorbehalt, und zwar den, daß sie sich nicht auf Glieder deutschen Volkstums beziehe. Wenn Staatsbürger, die nicht zum Mehrheitsvolke gehören, eine politische Überzeugung besäßen, die nicht mit der öffentlichen Ordnung des Staates in Einklang stehe, so gerieten sie mit der Staatsgewalt in Konflikt. Der Nationalsozialismus sei eine deutsche Lehre, was bedeute, daß diese nur in Deutschland und für Bürger des Deutschen Reiches Geltung haben könne!

Der Verfasser erinnert dann an Äußerungen, denen zufolge die deutsche Volksgruppe eine Brücke zwischen dem lettischen und deutschen Volke bil-

den könnte. Diese Auffassung wird eindeutig abgelehnt. Solche Brücken seien den Letten unannehmbar.

Zum Schluß erwähnt der Verfasser böswillige Informationen der deutschen Presse, die auf Angehörige der deutschen Minderheit zurückzuführen seien. Er gelangt zu dem Schluß, daß ohne Vorhandensein einer deutschen Volksgruppe zwischen dem lettischen und deutschen Volke normale Beziehungen bestehen würden. Der Verfasser schließt mit den Worten: „In das Grenzgebiet, welches die Quelle der lettisch-deutschen Mißverständnisse ist, muß, je eher, desto besser, Klarheit gebracht werden. Wenn dieses geschieht, so wird es um so mehr sowohl den Beziehungen zwischen den beiden Staaten, als auch der deutschen Minderheit in Lettland zum Segen gereichen.“

Die „Rigasche Rundschau“ zum „Brihwa Seme“-Artikel.

Wenige Tage nach Erscheinen des Artikels über die deutsch-lettischen Beziehungen nahm der Hauptschriftleiter der „Rigasche Rundschau“ in seinem Blatt das Wort zu einer Erwiderung, welche unter dem Titel „Unsere Auffassung“ den Standpunkt der deutschen Volksgruppe in Lettland darlegte.

Eingangs begrüßt der Artikel die geschaffenen Aussprachemöglichkeiten „Es ist uns wertvoll,“ so fährt er fort, „daß in diesem Zusammenhang überhaupt von der unfreiwilligen „Ausgabe politischer und wirtschaftlicher Positionen“ seitens des Deutschtums gesprochen und die sich daraus ergebenden geistigen Widerstände verstanden werden. In der Geschichte der Kulturvölker Europas ist der hier eingetretene Fall gewiß äußerst selten zu verzeichnen gewesen, daß eine bisher staats- bzw. landführende Nationalität im Laufe weniger Monate aus der traditionellen Führung ausgeschaltet und in die gegenteilige Position versetzt wurde.“

Auf die weitere wirtschaftliche Entwicklung eingehend, hebt die „Rigasche Rundschau“ hervor, daß die Gesetze und Maßnahmen in ihrem Wortlaut allerdings nicht gegen die Deutschen gerichtet seien; „doch in der Wirkung — und ebenso in der wiederholten Darstellung der lettischen Presse — hatten die Deutschen bzw. „Fremdstämmigen“, den Großteil der Lasten und Opfer zu tragen, woraus sich eine weitere empfindliche Verengerung der Lebensbasis ergab. Und dieser Prozeß kann nicht etwa als einmalig und abgeschlossen gelten, sondern wirkt sich fortschreitend aus.“

„Was sich in lettischen Augen als Vollzug nationaler und sozialer Gerechtigkeit darstellt, muß in unseren Augen (an der Wirkung abgelesen) einen anderen Charakter gewinnen und jene Verbitterungen hervorrufen, von denen der Verfasser des „Brihwa Seme“-Artikels spricht“.

Zur unbehinderten Pflege des deutschen Volkstums gehöre schließlich in ganz entscheidendem Maße die Freiheit der Weltanschauung, sofern diese nicht staatsfeindlich sei. Die Anerkennung der kulturellen Verbundenheit mit dem Muttervolk werde im gleichen Augenblick wieder versagt, wo zwischen deutscher Weltanschauung und deutscher Kultur ein Trennungstrich gezogen werden soll. Die Deutschen seien sich nicht bewußt, ein Ideal zu vertreten, das den berechtigten Interessen der lettischen Mitbürger zuwiderliefe. „Ebenso wie wir unser deutsches Blut nicht verleugnen können oder wollen, so können wir auch unseren deutschen Geist niemals verleugnen.“

Außer der „Rigaschen Rundschau“ hatten auch einige Blätter in Deutschland zu den Ausführungen in der „Brihwa Seme“ Stellung genommen. In diesen Erwiderungen kam eine Mitverantwortung für das Schicksal der Volksgruppe, das für die weitere Ausgestaltung deutsch-lettischen Beziehungen von Bedeutung sei, deutlich zum Ausdruck. Die lettischerseits ausgesprochene Ablehnung der Mittlerrolle des Baltendeutschtums zwischen dem lettischen und deutschen Volke fand hier kein Verständnis. Ein Verständnis mit dem Deutschen Reich über den Kopf der jeweiligen deutschen Volksgruppe hinweg sei mit der deutschen Weltanschauung unvereinbar.

Eine lettische Regimentsfeier im St. Peter.

Am Vorabend des 20. Jahrestages der Gründung des 4. Infanterieregiments Walmeera versammelten sich die Offiziere und Soldaten des Regiments in der Petri-Kirche. Diese Feier gewann ihre besondere Bedeutung durch die Teilnahme des Staatspräsidenten Ulmanis. Neben dem Staatspräsidenten nahm der Kriegsminister General Valodis an feierlichen Aktus teil. Armeeprediger Apkalns hatte seiner Predigt die Worte zugrundegelegt: „Was war, ist vergangen, siehe alles ist neu geworden“.

Gerichtsentcheid um Fragen der Volkszugehörigkeit.

Vor einiger Zeit hatte sich der Standesbeamte der Stadt Riga an das Bezirksgericht mit einem Besuch um Erlaubnis zu einer Korrektur im standesamtlichen Register gewandt. Es handelte sich um einen Volkstumsvermerk, der sich auf eine Volksgenossin mit lettisch klingendem Geburtsnamen bezog. Der Standesbeamte gab damals an, durch Erhebung festgestellt zu haben, daß die betreffende Bürgerin Lettin sei. Das Bezirksgericht entschied zugunsten der bereits vorhandenen Eintragung, wobei es begründete, daß die Betreffende sich selbst offen zum Deutschtum bekannt hätte.

Daraufhin beklagte die Staatsanwaltschaft diesen Entscheid beim Administrativen Departement des Senats, wobei sie begründete, daß die Auffassung falsch sei, ein jeder Bürger könne seine Volkszugehörigkeit nach freiem Willen bestimmen. Es sei gesetzlich kein entsprechender Hinweis darauf vorhanden, daß diese Frage unbedingt im Einklang mit einer freien Willensbestimmung zu lösen sei. Dagegen sei im Gesetz hinsichtlich der Standesämter von einer „objektiven Beurteilung bei der Überprüfung ausgegebener Tatbestände“ die Rede. Auf Grund dieser Erkenntnisse hat der Senat der Berufsklage stattgegeben und beschlossen, den Entscheid des Bezirksgerichts aufzuheben und die Angelegenheit dem Bezirksgericht zur nochmaligen Durchsicht zu übergeben.

Zur Frage der Volkszugehörigkeit brachte einige Zeit darauf die „Nigassche Rundschau“ einen Aufsatz, welcher im Hinblick auf das freie Bekenntnis eindeutig Stellung nahm. Es heißt da u. a.:

„Religiöse Gewissensfreiheit ist Allgemeingut der Kulturvölker. Auch völkische Bekenntnisfreiheit ist es, muß es sein!“

„Wir Deutschen in Lettland weinen keinem Volksgenossen nach, der freiwillig in anderes Volkstum übergeht. Wer nicht weiß, was er mit seinem Volk aufgibt, wer nicht weiß, was Treue ist, gehört nicht in unsere Reihen. Wir jubeln keinem zu, der zu uns will, doch nicht zu uns gehört, und lehnen Zugehörigkeitsdeklarationen Artfremder ab. Wir werden aber auch niemand die Bruderhand verweigern, der als Nichtdeutscher gezählt werden sollte, wenn er nach Geist und Bekenntnis *D e u t s c h e r* ist.“

„Sollte wirklich die Zeit rückläufig werden, und die nationale Gewissensfreiheit bedroht sein! Wir glauben daran nicht und werden uns auch in Zukunft freudig und stolz zu unserem Volkstum bekennen, wie bisher.“

Förderung der Bodenständigkeit.

In Erinnerung an seine Erstschule hat Staatspräsident Umanis die Begründung eines Fonds an der Schule von Behrse angeregt, aus dessen Zinsen und den später hinzukommenden Summen solche Absolventen Darlehn und Zuwendungen erhalten sollen, die dann landwirtschaftliche Lehranstalten besuchen. Dieser Fonds hat den Namen „Fonds des Bauern von Morgen“ erhalten und soll die Landjugend dazu anhalten helfen, die sichere und lebensnotwendige Grundlage ländlichen Lebens zu erkennen und sich der Bebauung des Bodens zu widmen.

In engstem Zusammenhang mit der Werbung für eine Betätigung in der Landwirtschaft steht die Frage der Landflucht überhaupt und die zu

ergreifenden Maßnahmen zu ihrer Beseitigung. Eine ganze Reihe von Maßnahmen sind bereits ergriffen worden, weitere sind in Vorbereitung. Das Hauptaugenmerk soll darauf gerichtet werden, daß das Land auch demjenigen gehört, der es selbst bearbeitet.

In diesem Zusammenhang ist amtlich festgestellt worden, daß in einigen Gegenden bis zu 20 v. H. aller Wirtschaften von Pächtern oder Halbkörnern bewirtschaftet werden. Der Durchschnitt für ganz Lettland beträgt 12,5 v. H. Fast 35 000 Familien, die schon eigenes Inventar besitzen und mit dem von ihnen bewirtschafteten Lande vollkommen verwachsen sind, arbeiten auf fremden Grund und Boden. Es liegt nun die Bestrebung vor, diese „eentlichen“ Wirte zu rechtmäßigen Eigentümern des von ihnen bearbeiteten Bodens machen. Denn es habe — wie es in einem lettischen Blatt heißt — sich als Notwendigkeit herausgestellt, die Agrarreform fortzusetzen, womit eine stärkere Bindung des zeitweiligen Landbesizers und Landarbeiters an seinem Boden gemeint ist. Hierzu soll auch die neugegründete Allgemeine Landwirtschaftsbank beitragen, deren Aufgabe es u. a. ist, den Prozeß des Übergangs von Pachtbesitz in unbeschränktes Eigentum zu fördern.

Was die Landarbeiter anlangt, so sollen auch sie durch entsprechende Maßnahmen stärker als bisher an ihren Bauernhof gebunden werden. Dieses geschieht bereits durch den Bau von Arbeiterwohnungen, die sich grundsätzlich von den früheren primitiven „Schlafstellen“ auf Böden oder in Scheunen unterscheiden. Überhaupt soll die Landflucht, die katastrophale Folgen anzunehmen droht, in jeder Weise unterbunden und damit eine rückläufige Bewegung herbeigeführt werden. Denn es sei auf die Dauer nicht tragbar, Zehntausende fremder Landarbeiter für einige Monate im Jahr einzuführen, da zu einem gesunden Agrarstaat ein fester Stamm bodenständiger Bearbeiter des Landes gehört.

Französische Kunstausstellung.

Zu Beginn des Monats wurde in Riga in Anwesenheit des Staatspräsidenten Ulmanis eine Ausstellung für zeitgenössische französische Kunst eröffnet, die mit Arbeiten zum Teil weltberühmter französischer Künstler beschiedt war. Diese Ausstellung wurde zu einer Zeit eröffnet, als in Paris noch die Ausstellung lettischer Kunst auf Grund einer Verlängerung der Dauer geöffnet war. Ähnlich wie in Frankreich die lettische Ausstellung, stand auch diese unter dem Protektorat der Staatspräsidenten beider Länder. Was die ausgestellten Arbeiten betrifft, so fanden sich neben wirklich repräsentativen Werken auch solche einer überlebten Zeitepoche, denn dem

erstaunten Besucherauge boten sich futuristische und kubistische Kompositionen, die wohl für eine französische Kulturpropaganda schlecht geeignet schienen. Einen guten Eindruck hinterließen die graphischen Arbeiten. Am Tage der Eröffnung hielt Monsieur Burnand aus Paris einen Vortrag über das Thema der Ausstellung. Zur Eröffnung sprachen der Bildungsminister und der Gesandte Frankreichs.

Neue wirtschaftspolitische Gründungen.

Die Begründung industrieller Verbände zum Zweck gemeinsamer Rationalisierungs- und sonstiger Maßnahmen machte weitere Fortschritte. So ist nun auch eine sog. „Ropa“ der Rattkbrennereien begründet worden. Ihr folgten die Bauunternehmer, die Gummi-, Trikotagen- und Hefeindustrie. Die Begründung weiterer solcher Verbände soll nun bis zur Erfassung aller Zweige fortgesetzt werden.

Ferner wurde eine neue Anteilgesellschaft „Drehbuecks“ geschaffen, von der eine Vereinheitlichung und Belebung des Schneidergewerbes und der Konfektionsbranche erwartet wird. Diese neue Gesellschaft will in engster Zusammenarbeit mit anderen staatlichen Wirtschaftsverbänden stehen.

Interesse an der Petrikirche.

Im Zusammenhang mit der lettischen geistlichen Feier im St. Peter, dessen deutsche Gemeinde ihr Gotteshaus zur Verfügung gestellt hatte, brachte die lettische Presse längere Aufsätze zur Geschichte dieser Kirche. So schrieb aus diesem Anlaß der Rigaer Stadtbibliothekar Straubergs im „Nihts“ u. a.: „Niemals ist die Petri-Kirche Streitobjekt gewesen. Ihre Stellung ist so fest von ihrer Begründung an gewesen, da sie niemals einem einzigen fremden Herrn gehört hat, d. h. nicht dem Orden, nicht dem Bischof, nicht dem Kloster, sondern ihre Eigentümer sind von Anfang an die Stadt Riga und ihre Bürger gewesen“.

„Bei der Erbauung der Petri-Kirche“, so heißt es an anderer Stelle, „haben sowohl Letten als auch Deutsche mit Hand angelegt, um die Errichtung ihrer Altäre haben sich sowohl Deutsche als auch Letten bemüht.“

„Alle fühlten sich als gleichberechtigte Glieder einer Stadt und ein jeder war bemüht, seinen Teil für den Stolz der Stadt beizusteuern . . . Später im 17. Jahrhundert verliert die Petri-Kirche diese ihre Rolle als Einzigerin allmählich.“

Aber die Gründung der Kirche entwickelt der Verfasser eine eigene Meinung: „Die deutschen Forscher erkennen nahezu alle an, daß die erste christliche Kultstätte in Riga die Petrikirche ist, deren Alter schwer bestimm-

bar sei, doch zuweilen begegnen wir auch dem Hinweis, sie sei vor 1200 gegründet. Jetzt, da die Meinung von der Gründung Rigas, die sich im 19. Jahrhundert festsetzte, ihren Boden unter den Füßen verloren hat, können wir die Anfänge der Petrikirche in die Zeit Meinharts setzen, also ins Ende des 12. Jahrhunderts . . .“

Echo der Hitlerrede.

Die Rede des deutschen Führers am 30. Januar fand in der lettischen Presse starke Beachtung.

So schreibt die „Brihwa Seme“: „Beachtung verdient ferner jener Teil der Kanzlerrede, in welchem Hitler zum ersten Mal die Beziehungen seines Staates zu den Baltischen Staaten präzisiert und es lohnt daher, diesen Teil der Rede zu wiederholen.“ Es folgt dann die Wiedergabe der entsprechenden Stelle und eine Feststellung, daß man aus diesen wenigen Worten drei Schlüsse ziehen könne. „1. Der deutsche Reichskanzler erkennt die Baltischen Staaten als gewisse politische Einheit an; 2. Unsere unabhängige Politik hat die Anerkennung Deutschlands gefunden; 3. Unsere Zugehörigkeit zum Völkerbunde ist kein Hindernis für gute Beziehungen zu Deutschland. Wir ziehen diese Schlüsse mit Genugtuung, da sie beweisen, daß zwischen Lettland und Deutschland keine strittigen Fragen vorhanden sind und alle Vorbedingungen für freundschaftliche Beziehungen gegeben sind.“

Die deutsche Kolonialforderung, so heißt es es an anderer Stelle, finde lettischerseits durchaus Verständnis. Das Blatt kommt schließlich auf die systematische Kriegsheze zu sprechen und betont die Pflicht verantwortungsbewußter Bürger, den Kriegshezern nicht nur abzuwinken, sondern sich selbst die Frage vorzulegen, welche Motive diese Leute zu derartigen Äußerungen veranlassen. Eine Gleichgültigkeit diesen Dingen gegenüber bedeute Mangel an bürgerlichem Gewissen.

Diese Ausführungen einer halbamtlichen lettischen Zeitung zur recht aktuellen Frage der Kriegsheze mußte angenehm auffallen, da zu diesem Thema in dieser Form bisher nicht Stellung genommen worden war.

General Balodis über Lettlands Neutralität.

Mitte Februar fanden anläßlich der 20. Wiederkehr des Tages der Gründung der Nordlettländischen Armee in Valk Gedendfeiern statt, welche ihren Höhepunkt in einer Rede des Kriegsministers, General Balodis, erreichten. Zur Frage der lettischen Neutralitätslinie erklärte er hierbei u. a. „Wenn einmal in Europa ein Krieg ausbrechen und dieser sich auch unse-

ren Grenzen nähern sollte, werden wir alles daran setzen, was in unseren Kräften steht, um in einen solchen Streit nicht verwickelt zu werden, um abseits zu bleiben, um völlige Neutralität zu wahren.“

Eitland

Um die Hebung der Bevölkerungszahl.

Die Frage der zu niedrigen Geburtenzahl im estnischen Volk beschäftigt nach wie vor die estnischen Amtsstellen und die Öffentlichkeit. So stellten auch im Parlament kürzlich einige Abgeordnete diesbezügliche Anfragen, auf welche der Sozialminister ausführlich antwortete. Der Minister wies darauf hin, daß bereits im Jahre 1935 eine Kommission für Bevölkerungspolitik und Volkswohlfahrt ins Leben gerufen worden sei. Diese Kommission habe inzwischen verschiedene Vorschläge ausgearbeitet. U. a. seien zur Hebung des Bevölkerungszuwachses agrar- und siedlungspolitische Maßnahmen vorgesehen. Neben der staatlichen Siedlungstätigkeit soll dabei auch die private Initiative auf diesem Gebiete geweckt werden. Weiter liegen Gesetzesentwürfe vor, nach welchen auch die Arbeiter und Angestellten der privaten industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe das Recht auf Kinderzulagen erhalten. (Die Staats- und Kommunalbeamten haben es bereits.) Auch sei, so führte der Minister weiter aus, über die Frage der Gewährung von Ehestandsdarlehen, der Senkung der Sterblichkeitsziffer, der energischeren Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten usw. in der Kommission beraten und geeignete Maßnahmen ins Auge gefaßt worden. Doch müsse bei der Durchführung die finanzielle Tragkraft des Staates berücksichtigt werden.

Im Rahmen der Aktion zur Unterstützung der kinderreichen Familien hat dann die Regierung bereits eine Novelle zum Siedlungsgesetz ins Parlament eingebracht, nach welcher u. a. kleine Landarbeiterstellen geschaffen werden sollen, die dann später ihren Nutznießern zu Eigentum überlassen werden. Dadurch sollen die Landarbeiter seßhaft gemacht werden. Von ihren kleinen Landstellen, die so klein sind, daß die Frauen sie bearbeiten können, sollen sie zu den benachbarten Bauern auf Landarbeit gehen. Weiter sieht die Novelle Vergünstigungen für kinderreiche Siedler vor. Im Interesse der Förderung des Bevölkerungszuwachses enthält die Novelle darüber hinaus die Bestimmung, daß in Zukunft vom Staate Siedlungsland nur an verheiratete Landanwärter abgegeben werden wird.

Vereinheitlichung der staatlichen Grenzlandpolitik.

Der kürzlich zum ersten Propagandaminister Estlands ernannte ehemalige Chefredaktor des „Aus Eesti“, Didermaa, wurde mit der allgemeinen Überwachung und Regelung der gesamten Verwaltung der Grenzgebiete beauftragt. Der Minister hat auf diesem Gebiet u. a. das Recht des jederzeitigen Vortrages beim Staatspräsidenten erhalten. Er hat ferner das Recht, jederzeit bei den zuständigen Ministern den Erlaß von Verordnungen und Verfügungen zu beantragen.

Aber diese ihm neu übertragene Aufgabe hat der Propagandaminister sich Pressevertretern gegenüber dahin geäußert, daß die konkreten Aufgaben seines neuen Amtes sich erst mit der Zeit bei der praktischen Arbeit herausstellen werden. Bei seiner Beauftragung mit der Überwachung der Verwaltung der Grenzgebiete sei zunächst vor allem ins Auge gefaßt worden, daß er den Staatspräsidenten und die Staatsregierung laufend über die Lage in den Grenzgebieten informieren und wo nötig die ihm notwendig erscheinenden Maßnahmen in Vorschlag bringen solle. Weiter gab der Minister eine Definition des Begriffes „Grenzgebiet“. Eigentlich, sagte er, seien alle an der Grenze des Staates belegene Gebiete Grenzgebiete. Sein Auftrag beziehe sich aber nur auf die Grenzgebiete im Osten, in denen „ein fremdstämmiges Volk in besonderer, von denjenigen des übrigen Estland abweichenden Verhältnissen lebe“. Der Minister wies dann auf die Tatsache hin, daß in der estnischen Öffentlichkeit schon häufig Stimmen laut geworden waren, die verlangten, daß den besonderen Verhältnissen in diesen Grenzgebieten mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden müßte.

Estland entsendet einen diplomatischen Agenten nach Burgos.

Nachdem die estnische Regierung schon im November vorigen Jahres die Entsendung eines Handelsattachés zu der Regierung General Franco beschlossen hatte, ist jetzt auch ein diplomatischer Agent bei der nationalspanischen Regierung ernannt worden, und zwar wurde auf diesen Posten vom Außenminister der Oberst A. Normak berufen.

Wieder estnische Rückwanderer.

Das estnische Außenministerium beabsichtigt weitere Esten aus Brasilien in das Mutterland zurückzuholen, die ihre Einwilligung hierzu bereits gegeben haben. Es handelt sich dieses Mal um 150 bis 200 Personen. Der Staat will ihnen die Reisekosten vorschießen, die jedoch in kleineren Ratenzahlungen dem Staate zurückzuerstatten sind.

Beförderung des Oberkommandierenden.

Aus Anlaß des 21. Jahrestages des estnischen Freistaates wurde der Oberkommandierende General-Leutnant Laidoner in Anbetracht seiner großen Verdienste um Staat und Volk zum General befördert.

Geheimfender.

In Narva ist es der Kriminalpolizei gelungen, 3 geheime Rundfunksender zu beschlagnahmen. Die Erbauer und Benutzer der Sender sind mehrere junge Männer im Alter von 18 bis 19 Jahren. Sie gaben beim Verhör an, daß sie die Sender hergestellt und benutzt haben, um ihre Kenntnisse auf dem Gebiete des Rundfunkwesens zu vervollständigen.

Exportprämien auch für Eier.

Der Staat hat jetzt auch die Garantie für einen Mindestpreis der Exporteier übernommen. Und zwar ist dieser Mindestpreis für die Sommermonate auf 70 und für die Wintermonate auf 130 Cent pro Kilo festgesetzt worden. Im Motivenbericht zu dem Regierungsbeschluß war gesagt, daß eine derartige Maßnahme notwendig geworden sei, da die Nachbarstaaten sonst in der Eroberung der ausländischen Märkte einen Vorsprung erhalten würden, was sich auf den estnischen Außenhandel schädlich auswirken müßte.

Um die Einführung der Arbeitsdienstpflcht.

Die Frage, ob in Estland die Arbeitsdienstpflcht eingeführt werden soll, hat in der estnischen Öffentlichkeit und Presse eine recht lebhafte Debatte hervorgerufen. Vor dem Parlament ergriff der Sozialminister zu dieser Frage das Wort und erklärte, daß zunächst von der Regierung das nötige Unterlagen-Material gesammelt und dann allseitig geprüft werden werde. Man dürfe dabei nicht einfach die Maßnahmen anderer Staaten kopieren, sondern müsse die eigenen Verhältnisse berücksichtigen. Zum Schluß erklärte der Minister, falls die Regierung nach Prüfung der nötigen Unterlagen die Einführung der Arbeitsdienstpflcht für Estland als notwendig erkennen sollte, so werde sie diese doch nicht auf dem Dekretwege durchführen, sondern einen entsprechenden Geszentwurf dem Parlament zur Beschlußfassung vorlegen.

Reichsdeutscher Frauenbesuch.

Anfang Februar fand in Reval eine deutsche Landfrauentagung statt, zu welcher seitens der Reichsfrauenführung Frau Ruesß-Berhardt nach Est-

land herübergekommen war. Der reichsdeutsche Gast hielt auf der Tagung mehrere interessante Vorträge über die Frauenarbeit im Reich. Bei dieser Gelegenheit stattete Frau Rueß-Berhardt gemeinsam mit Vertreterinnen des estländischen deutschen Frauenbundes der estnischen Hauswirtschaftskammer einen Besuch ab. Anlässlich des Empfanges ergab sich eine zwanglose Aussprache mit den Führerinnen der estnischen Frauenarbeit.

Das „Päevaleht“ zum „Drang nach Osten“.

Das „Päevaleht“ brachte dieser Tage ein Referat über einen Artikel der französischen Zeitschrift „L'Europe Nouvelle“, in welchem u. a. gesagt war, daß die litauische Frage zeige, daß Deutschland auf die baltischen Länder nicht verzichtet habe. Lettland und Estland würden noch immer als Gebiete der deutschen Kultur bezeichnet. Und was speziell Estland anbetrifft, so war im Artikel gesagt, daß unter den dortigen Deutschen die nationalsozialistische Propaganda nicht passiv sei, und daß an der Spitze der deutschen Volksgruppe Estlands jetzt ein „Oberführer“ stünde und dergleichen mehr.

Dieser Widergabe dieses französischen Artikels fügte das „Päevaleht“ folgende Sätze hinzu: „Einzelne Tatsachen hat das „L'Europe Nouvelle“ richtig verzeichnet, ihnen aber eine übertriebene Bedeutung beigelegt. Wie anderswo, so ist auch in den Baltischen Staaten ein Einfluß des Nationalsozialismus auf die deutsche Minderheit vorhanden. Da aber diese Minderheit in Estland zahlenmäßig am kleinsten ist, kann Estland zur Zeit in bezug auf das Eindringen fremder politischer Einflüsse am ruhigsten sein. Zwar wird Estland tatsächlich in der deutschen Presse als zum deutschen Kulturboden gehörig bezeichnet, aber das ist eine Auffassung, gegen welche die estländische Öffentlichkeit schon mehrfach protestiert und nachgewiesen hat, daß sie völlig unbegründet ist. Zurzeit glaubt man aber in Estland nicht daran, daß diese kulturellen Ansprüche mehr bedeuten, als sie besagen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Deutschland zur Zeit anderswo größere Interessen hat. Zudem hat der Kanzler Hitler erklärt, daß Deutschlands territoriale Ansprüche in Europa befriedigt seien. Was die Bodenschätze Estlands betrifft, so darf deren Anziehungskraft auch nicht überschätzt werden. In jedem Fall steht aber Estland für seine Unabhängigkeit auf der Wacht und wacht auch darüber, daß auf seinem Territorium keine fremden Einflüsse hochkommen, und daß solche ihm keine innen- oder außenpolitischen Schwierigkeiten bereiten.“

Dorpat, den 28. Februar 1939.

Leo v. Middendorff.

Deutsches Schauspiel zu Riga

Im Rahmen der Kulturwoche Lettlands veranstaltete das Deutsche Schauspiel eine Morgenseier, die ausschließlich baltischen Dichtern und Komponisten gewidmet war. Es wurden eine Reihe jüngerer Lyriker und Erzähler zum Vortrag gebracht, sowie instrumentale Festschöpfungen von Freymann, Dercks und Schnabel.

Im Mittelpunkt des Interesses stand die Aufführung des Einakters „Nach dem 9. Thermidor“ von Karl v. Freymann.

Man hat dieses vortreffliche Stück des allzu früh verstorbenen begabten Landsmannes oft gesehen. Immer aber in einer Form, die seiner künstlerischen Fassung nicht entsprach. Hier zum ersten Mal kam es nun durch das Ensemble des Deutschen Schauspiels zu einer Darstellung, die jede Erwartung übertraf.

Peter Großmann als Spielleiter war mit viel feinem Gefühl und mit reger menschlicher Anteilnahme an den Stimmungsgehalt der Dichtung herangegangen und löste so den ganzen verhaltenen Zauber der Zwiesprachen von Liebe und Tod aus dem düstern Hintergrund dieser kurzen Revolutionstragödie. Freymanns vornehm überlegene Dialogführung, seine Art, ein Zeitbild von 1794 mit wenig Strichen kühn festzuhalten und die gelassene Ruhe aristokratischer Haltung gegenüber dem Einbruch des Übels in diese in sich abgeschlossene Atmosphäre fast spottlustig zu färben — konnte nicht besser zum Ausdruck gebracht werden, als es hier geschah.

Standen der alte Marquis (Werner Kaufmann), der enthauptet werden soll und nicht enthauptet wird und der junge Chevalier (Walter Zeelen), der lebenbleiben soll und seine Enthauptung for-

dert sowie der lächelnd brutale Gefängnischließer (Radke) als lebhafteste Figuren da, so rührte das zwischen seelische Ergriffenheit und posierende Worte gestellte Spiel Elfriede Terras als Komtesse bis ins Innerste. Aber auch durch die Einzelleistungen hindurch tat sich der Wille des Spielleiters, einzig dem Werk und dem Dichter zu dienen, in bemerkenswerter Weise kund.

*

Mit unverkennbarem Blick für den begrenzten Schauplatz unserer Bühne und mit sicherer dramaturgischer Ausfeilung der in 12 Bilder gegliederten Handlung, kam Goethes „Egmont“ in der Einstudierung durch den Intendant Dr. Grusendorf zur Aufführung.

Von vornherein mußte natürlich auf eine Totalwirkung der Volksszenen verzichtet werden. Es konnte nur darauf hingearbeitet werden, in einzelnen Ausschnitten eine Stimmung festzuhalten, die das Gepräge der stürmischen Vergangenheit der Niederlande des 16. Jahrhunderts trug. Das wurde hier nun trotz aller äußern Beschränkung auch mit den wenigen gegebenen Mitteln immerhin erreicht, denn das Genie Goethes hat ja jede kleinste von ihm gezeichnete Gestalt mit einer solchen Fülle innerer Bewegung bedacht, daß die sprechenden Personen allein, auch ohne jeden sichtbaren Hintergrund der revoltierenden Masse wirksam sind. Nur freilich hätte der Tumult ab und zu doch hinter den Kulissen laut werden müssen. Das brodelnde Lärmen der Menge hätte so den Gesprächen auf der Straße eine hörbare Anruhe zugeführt. Das gilt vor allem für die Szene bei Egmonts erstem Auftreten. Später hingegen wieder, wo Alida in der Stadt weilt und die Wachen jedes klein-

ste Zusammentreffen bespizeln, mußte der Ton der Sprechender gedämpfter, vorsichtiger sein und besonders das zur Befreiung Egmonts aufrufende Klärchen wäre in ihrem Ausdruck der Wirklichkeit näher gekommen, wenn sie ihren Plan in atemloser Beklommenheit und mit schlichterem Gebärdenpiel vorgebracht hätte, ehe sie sich ganz vergessend, in die Worte ausbricht: „Ich habe Mut und Berachtung der Gefahr! Könnst Euch mein Atem doch entzünden! Kommt! In Eurer Mitte will ich gehn!“ usw.

Trotz der hier bezeichneten kurzen Einwände waren es dennoch gerade die Straßenszenen, die starken Eindruck hinterließen. Nicht zum mindesten durch die überraschenden Bühnenbilder Brehms, unter denen das mit dem perspektivisch famos gesehene gothische Dom, der den ganzen Platz in Brüssel überragte, fantastisch schön wirkte.

Die einzelnen Gestalten der Bürger hoben sich lebendig aus dem Geschehen heraus. Namentlich auch in Kostüm und Maske; so vor allem Buxl der Soldat, der taube Invalide Ruhsum, Goëst — der Krämer, Jetter — der Schneider. Etwas befremdlich der Vansen (Radke), der in einem schwarzen Sammetwams, ziegelrotem Halstuch und mit einem Ring im Ohr, so etwas von der Gegenwarts-spbäre des heutigen Spaniens mit sich trug. Vielleicht aber schuf gerade diese Betonung es, daß man der aktuell aufwieglerischen Rede des geriebenen Schreibers besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Daß diese sprachlich sicher ausgewogen war, braucht kaum gesagt zu werden. Radkes Spielart ist bekannt.

Hans König war der Egmont. Kraftvoll und kühn in der äußern Erscheinung seiner strahlenden Männlichkeit, Gewiß in der ganzen Aufmachung wohl historisch treu. Für den Helden Goethes zu überlegen, zu reif, vielleicht hin und wieder

auch zu schwer im Ton. Wenn Goethe Egmont über sein lustig Leben sagen läßt: „Ist ein Fastnachtspiel gleich Hochverrat? Sind uns die kurzen bunten Pumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Mut, eine angefrischte Phantasie um unseres Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert?“ — so hören wir hier den Dichter aus seiner eigensten Erinnerung sprechen, wo er als Jüngling im Bunde mit dem knabenhaft-frohen Karl August den Hof von Weimar in bedenkliche Verwirrung setzte.

Und nur in dieser jugendlichen Unbesorgtheit, die bei allem klugen Instinkt ihr dämonisches Draufgängertum herausfordernd behauptet, wird der Darsteller die Charakteristik für den Goetheschen Egmont, der gegenüber dem historischen um ein Jahrzehnt jünger erscheint, finden. Es ist nicht zu leugnen, daß Egmont auf allen Bühnen vom tragischen Helden gespielt wird. Und es wird wohl kaum je ein ganz junger Spieler gefunden werden, der das künstlerische Format für diese große Aufgabe besitzt — aber die gewichtigen Auftritte mit Oranien und mit Alba, werden uns doch nur dann erst ganz nahe gerückt werden, wenn unser Gefühl unentwegt von der natürlichen Jugend des Egmont-Darstellers beeinflusst wird.

Als schauspielerische Leistung an und für sich muß die Darbietung Herrn Königs vollauf gewürdigt werden. Sie war klug überdacht, dabei ungemein temperamentvoll und technisch geschickt geformt. In den heftigen Ausbrüchen im Gefängnis zu laut. Aber der breite, schwellende Ton der von edlem Pathos getragenen Goetheschen Worte reißt wohl hier unmerkelt in solchen mächtigen Klang hinüber.

Neben Egmont sind alle andern Rollen Episoden. So klar sie in ihren Dialogen entwickelt werden: Oranien (von Peter Großmann ungemein tief im Textlichen erfasst), Alba (von Obsteiger greifenhaft, krank, bitter im Ton, aber durchaus interessant gespielt), die Regentin (Charlotte Christann in überragender Haltung), Ferdinand (Dolf Zenzen, erwärmend in der Blut seiner Begeisterung) usw.

Und eine Episode für sich, ein abgeglichenes Drama im Drama: Klärchen, Brackenburg, die Mutter.

Von hier aus spinnen sich die Fäden, die den Hörer aus der Weite der politischen Welt in die Enge der bürgerlichen Häuslichkeit ziehen. Hier auch, wo Egmont ganz Mensch wird, keimen die stillen Blumen der Liebe, der Sorgsamkeit, des Glücks, der Hoffnung. Und weil diese kleine heimliche Welt von außen her dann so heftig erschüttert wird, so bangen wir am meisten und tiefsten in diesen Szenen. Es ist verständlich, daß jede Schauspielerin gern das Klärchen verkörpert. Sind nicht in dieser Gestalt so viele eindrucksvolle Momente aufgefangen, als irgend in einem Mädchen, das freudvoll und leidvoll zu sein vermag, lebendig werden können? Und welch ein großer Gefühlsweg vom himmelhochjauchzenden Glück mit Egmont bis zu dem zum Tode betäubten Sterben in namenlosem Elend!

Eva Maroldt wußte diesen Weg mit eigener Hingabe zu durchwandern. Ihr Klärchen war frisch und innig im Besitz ihrer Jugend und ihres Geliebten, tröstlich aufmunternd Brackenburg und der Mutter gegenüber, düster versinkend am Ende. Nur in der Szene des Aufrufs auf offener Straße ging sie zu schnell in das Tempo lauter Verzückung hinaus. Doch das ist schon eingangs erwähnt worden. Die Mutter (Emmy Baumann)

trug rührende Züge kleinlich begrenzter Sorge und duldbender Güte.

Der Brackenburg Walter Teelens ging in bedrückter Muffosigkeit daher. Und dieses schattenhafte Leben schien eine unheimlich ernste Drohung in sich zu bergen. Das war schon im Sinne Goethes. Aber zum Schluß, wo alles in diesem Menschen zerbricht, dem „Tod und Leben gleich verhaft sind und dem Höll und Himmel gleiche Qual bieten“ — hätte der Unglückselige viel stärker „die Schreckenshand der Vernichtung“ willkommen heißen sollen.

Die Egmont-Aufführung hat fast zwei Wochen lang, Abend für Abend, den Spielplan beherrscht. Wir können wahrhaftig dankbar sein, daß es heute möglich geworden ist, durch eine zielbewusste Besucher-Organisation solch ein in früheren Jahren nie gekanntes Resultat erreicht zu haben.

*

Eine durch Werner Haußmann gebotene lebhaftere Inszenierung des Sudermann'schen Schauspiels „Das Glück im Winkel“ ließ dem Betrachter von heute Gedanken aufkommen, die hier nicht verschwiegen werden sollen.

Unsere Zeit hält von dem Glück, das in die Winkel verdrängt wird, nicht mehr viel. Das Leben des Einzelnen wächst in die Gemeinschaft hinein und der Kreis, der sich um das Ich schließt, erweitert sich in dem Maße, wie dieser aktuelle Daseinsbegriff das Persönliche durchdringt. Dinge, die abseits von dieser Linie stehen, werden ungern verstanden. Und darum erwärmen Schauspiele, die uns einen sonderlichen Einzelfall schildern, kaum.

Sudermanns Röcknitz ist zwar ein echter Typ. Aber einer von vorgestern. Solche schneidige Rittergutsbesitzer, die mit dem Aufwand ihrer Kraftnatur und ihres stolzen Herrenbewußtseins ihre Frauen wie ihre Pferde zügelten, sind der heutigen Generation fremd. Und die älteren Leute,

die jene Zeit noch kannten, fühlen nach all den Erlebnissen der Weltwende nur noch ein retrospektives Interesse für diese Artung.

Den Schwerpunkt seiner Handlung verlegt Sudermann nun auf die Beziehungen eines solchen Edelmanns zu einer ins Menschliche hinausgewachsenen Frau, die, auch aus adligem Hause stammend, einzig den Weg ihres sittlichen Gefühls gegangen ist und so die Ehegattin eines schlichten Schulmanns wurde. Nimmt der Betrachter von heute diesen Umstand nicht mehr tragisch, weil ihm die tiefe Kluft zwischen Adel und Bürgertum nicht mehr recht einleuchtet, so wird er überhaupt kein Verständnis dafür aufbringen, daß der bescheidene bürgerliche Ehemann immerzu von dem Gefühle verfolgt wird, seine gütige Gattin habe nur deshalb den Sprung gewagt, weil sie nicht makellos in eine Ehe treten konnte (!). Da liegt ein verlogener konstruierter Zug im Stück. Um die Spannung der Szenenfolge möglichst zu verschärfen, wurden hier menschliche Charaktere theatral zugespitzt. Alles läuft auf den Effekt hinaus. Röcknitz gewinnt das Spiel. Die Frau gesteht dem rücksichtslos Fordernden ihre Liebe in einem Ruß — der ihr Gewissen dann so belastet, daß sie ins Wasser gehn will. Der Ehemann, der gewarnt worden ist, hält die Gattin von ihrem Schritt zurück. Er gesteht ihr seine geheime Befürchtung und will nun für das Glück im Winkel sorgen. Damit schließt das Schauspiel. Aber man traut diesem Ende nicht. Und mit Recht. Man hat Röcknitz herrische Bier noch im Gefühl und weiß, daß der Schulmann ein belangloser Gegner ist.

Die ungemein geschickte Dialog-Technik des Sudermannschen Schauspiels hält das Publikum in Atem, nicht sein psychologischer Inhalt.

Hans König war als Röcknitz famos am Platz. Sprühend von Lebensgenuß

und bezwingender Kraft. Frau Christann als Elisabeth gut, besonders in den Momenten überlegener Ruhe und sicherer Beherrschung der Gefühle.

Gisela Lohr wirkte zu anmutig in Spiel und Erscheinung, um das verächtliche Wort Röcknitz' über seine Frau: „Wenn ich dabei an meine Olle denke!“ irgend begründet erscheinen zu lassen. Überaus gelungen in der Prägung eines boshaft-kleinstädtischen Schnüfflers der Schulinспекtor Max Tobiens. Aus der undankbaren Rolle des Rektors schuf Werner Hausmann, soweit es schauspielerisch überhaupt möglich, eine verständliche Gestalt. Die junge Roswitha Grundmann verdient ein besonderes Lob für die zarte, sinnige Art, in der sie die blinde Helene skizzierte.

*

Mit Ehrungen außerordentlicher Art wurde Eva Maroldt in einem eigens für sie veranstalteten Abschieds-Abend im Deutschen Schauspiel bedacht. Der Künstlerin, die seit 1935 dem Ensemble als ein wertvolles Mitglied angehört hat, widmeten der Präses des Theatervereins Konsul Keller und der Intendant Dr. Grußendorf überaus herzliche anerkennende Worte, Lorbeer und Ehrengaben wurden überreicht und das enthusiastische Nigaer Publikum, das seine Lieblinge immer spontan feiert, überhäufte die Scheidende mit Beifallsbezeugungen, die ihr gewiß noch lange in Erinnerung bleiben werden.

Eva Maroldt hat im Laufe einer vierjährigen Spielzeit sich bei uns in vielen bedeutsamen Rollen gezeigt. Namentlich sind es die klassischen gewesen, in denen sie ihr Talent besonders entfalten konnte, so: Julia, Ophelia, Luise Millerin, Kreusa, Gretchen (Faust), Klärchen u. a. Bei ihrem letzten Auftreten spielte sie die Fürstin Charlotte Luise in Leo Lenz' gern gesehenem Lustspiel „Heimliche Braut

fahrt". Es fehlte ihr für diese muntere Hofenrolle weder an Humor noch an lebenswürdiger Geistigkeit. Dolf Zenzen (Fürst Eberhard) zeigte sich gewandt und vornehm in Ton und Haltung. Hübsche kleine Charakterstudien boten: Nentsch, Moeller, Heeg und Großmann, dessen bedredtes Mienenpiel ausnehmend interessieren konnte. Wiederum fiel Roswitha

Grundmann als junges Gastwirthstöchlein durch natürliche Lebendigkeit auf. Mag Tobien, Spielleiter des Abends, brachte den schwülstigen Theaterdirektor Enterlein mit köstlich persiflierender Komik in Erscheinung. Als etwas über das Ziel hinausgeschossen mögen vielleicht die grotesken Iniefälligen Stoßseufzer im 2. Akt gewirkt haben.

Bitter Günther.

„Familie — Sippe — Volk“

Zum Geleit

Wie das ganze deutsche Volk haben wir Baltendeutschen eine innere Luststellung erlebt, die deutsche Erneuerung hat auch bei uns den völkischen Lebenswillen geweckt. Immer größere Teile unserer Volksgruppe werden von der deutschen Weltanschauung durchdrungen, eine Umstellung der öffentlichen Meinung erfolgt aber erst ganz allmählich.

Das Kulturamt der d.-b. Volksgemeinschaft in Lettland muß es als seine vornehmste Aufgabe ansehen, diesen Vorgang zu beschleunigen, indem es einzelne wichtige Fragen planmäßig in das Blickfeld der Volksgruppe rückt. In diesem Frühjahr ist es der nationalsozialistische Rassengedanke. Vorträge und Presse sollen in gleicher Weise seiner Verbreitung dienen, im Mittelpunkt der Aktion steht aber eine Ausstellung, die unter dem Namen „Familie — Sippe — Volk“ vom 18. bis zum 24. März im Schwarzhäupterhaufe stattfindet.

Die Ausstellung zerfällt in 3 Abteilungen: Erbfunde, Familienkunde und Bevölkerungskunde. Die erste Abteilung dient der Veranschaulichung der Gesetze der Vererbung und der Rassenpflege. Ein reichhaltiges Bildmaterial wirbt für den nordischen Gedanken. Die zweite Ab-

teilung soll das Interesse für Familienforschung wecken, typische Beispiele zeigen u. a. baltendeutsche Berufsstradition und auch die Bedeutung der Landesgeschichte für das Schicksal des einzelnen Geschlechts. Die dritte Abteilung führt durch eine klare Darstellung der Bevölkerungsbeziehung unserer Volksgruppe, des Altersaufbaues, der Mischehen und der Verstädterung auch dem Laien die ungeheure Gefahr des Aussterbens vor Augen, in der wir leben.

Eine wesentliche Bereicherung hat die Ausstellung dadurch erfahren, daß durch die dankenswerte Vermittlung des reichsdeutschen Vereins in Riga zugleich eine Buchausstellung erfolgt, die den größten Teil des neueren deutschen Schrifttums zum Thema der Ausstellung bringt. Dem interessierten Besucher ist damit gleich der Weg zu einem selbständigen Weiterarbeiten gewiesen. — Der Wille, auch in der Zukunft zu bestehen, wird in unserer Volksgruppe wesentlich durch das Wissen um eine große Vergangenheit gefestigt. Um diese Leistung in früherer Zeit der Gegenwart nahezubringen, bringt die Ausstellung auch die Portraits großer Baltendeutscher, die von Th. Kraus in diesem Anlaß gemalt sind.

Das Kulturamt hofft durch seine große Ausstellung ganz große Kreise unserer

Volksgenossen zu erfassen und damit zur Ausrichtung unserer öffentlichen Meinung dahin beizutragen, daß sie die Mischehe wirklich verurteilt, gegen eine Fortpflanzung der Erbkranken wirkt und

vor allem für eine Förderung der erbgefundenen Familie Sorge trägt, da dadurch allein ein Weiterbestehen unserer Volksgruppe ermöglicht werden kann.

Wilhelm Rens

Wissenschaftliche Umschau

Rudolf Schulz: „Der deutsche Bauer im Baltikum“ (Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens, politisch- und wirtschaftsgeographische Untersuchungen und Darstellungen, hrsg. v. Walter Geister, Volk und Reich, Berlin 1938).

Die vorliegende Dissertation des so plötzlich verstorbenen jungen Historikers behandelt vor allem die privaten deutschen Siedlungsmaßnahmen in der damaligen russischen Provinz Kurland und füllt damit bis auf weiteres eine bisher sehr schmerzlich empfundene Lücke unserer neueren baltischen Geschichtsliteratur. Als Unterlagen dienten neben den recht spärlichen Hinweisen im neueren Schrifttum vor allem die Aufzüge und Erinnerungen der beiden bahnbrechenden Führer der Siedlungsarbeit Silvio Broederich-Kurmahle und E. von Manteuffel-Razdanga, sowie mündliche Hinweise, Briefe u. a. m. Dem eigentl. Kern der Arbeit sind ergänzende agrargeschichtliche Kapitel sowie ein besonderer Abschnitt über die Lage der deutschen Bauernsiedlungen in beiden heutigen Staaten Lettland und Estland angefügt, wobei wiederum das Schwergewicht auf den Siedlungen in Kurland liegt. Eine beigelegte Übersichtskarte ergänzt in dankenswerter Weise den Text.

Die Aufgabe, die sich Rolf Schulz gestellt hatte, war außerordentlich umfangreich. So dankbar wir für die vorliegende Arbeit sein dürfen -- er selbst hat sie in dieser dem Druck übergebenen

Form nur als Vorarbeit für eine nach allen Seiten ins einzelne gehende große Untersuchung aufgefaßt. Die Absicht selbst auszuführen war ihm nicht vergönnt. Umso mehr gebührt ihm das Verdienst, einem künftigen Werk die wichtigsten Vorarbeiten geleistet, vor allen Dingen aber seiner Volksgruppe und der gesamtdeutschen Wissenschaft erstmalig eine breitere und ausführlichere Gesamtdarstellung jener baltendeutschen Siedlungstätigkeit gegeben zu haben, die eine Wende in der politischen Überlieferung der Volksgruppen genau so einleitete, wie sie selbst in den Resten des durch äußere Einwirkungen auf weite Strecken wieder rückgängig gemachten Wertes, das unser Gefüge und die blutliche Zusammensetzung der Volksgruppe wesentlich verschob.

Schulz handelt ausführlich von den drei unterschiedlichen Formen der kurl. Kolonisation: den reinen Knechtsiedlungen, die von falschen Voraussetzungen ausgingen und sich nirgends recht bewährten, dem Manteuffelschen Siedlungsverfahren, das im Prinzip einen Aufstieg vom Knecht über den Pächter zum Eigentümer vorsah, im großen ganzen aber sich auf Pächtersiedlung beschränkte, und der Broederichschen Primitivsiedlung, auf die die überwiegende Mehrheit der heute noch bestehenden Kolonien zurückgeht, weil nach dem Broederichschen Siedlungsverfahren der Eigentümerwerb die geringsten Kapitalaufwendungen erforderte, und nur der deutsche Eigentümer

die späteren Zeitläufte überbauerte, wie sich zeigen sollte.

Die Durchführung der Agrarreform hat dagegen bekanntlich das große und geschlossene deutsche Siedlungsgebiet, das auf Manteuffels Tätigkeit zurückging, in lettischen Volkaboden übergeführt. Der Gesamtumfang des im Verlaufe von 8 Jahren durch die Initiative zweier Männer mit deutschem Bauerntum aufgesteckten Landes in Kursene betrug seinerzeit rund $15\,000 + 32\,000 = 47\,000$ ha!

Einen tiefen Eindruck hinterläßt die Darstellung, weil sie einen bezeichnenden Wesenszug dieser baltisch-deutschen Siedlungstätigkeit klar herausstellt: die rein private Initiative dieser von einer zähen Willenskraft beseelten Männer, die „fast ganz allein auf sich selbst gestellt, auf eigne Rechnung und Gefahr“ gegen die mannigfachen Schwierigkeiten ihr Werk durchführten, — dessen Ergebnis den Vergleich mit den obrigkeitlichen Siedlungsmaßnahmen der verschiedensten Staaten stolz verträgt. (Leider gibt die Arbeit von Schulz solche vergleichende Daten nicht an die Hand — hier wäre für einen Nachfolger das Thema einer weiteren überaus interessanten Untersuchung gegeben!) Der Weltkrieg, die Gründung des lettischen Nationalstaates hat diesen Ansätzen die Voraussetzungen ja entzogen, ihre Bewertung wird in der heutigen Zeit je nach der politischen Betrachtungsweise verschieden ausfallen. Umso

wesentlicher ist die Herausstellung der rein sachlichen Leistung, deren Beurteilung von politischen Gesichtspunkten unabhängig bleibt.

Daß in der Darstellung neben der Tätigkeit Broederichs und Manteuffels die übrige baltendeutsche Siedlungsarbeit jener Zeit in den Hintergrund tritt, ist verständlich, sind doch nirgendwo ähnliche Breiterefolge zu verzeichnen gewesen. Einer kommenden Arbeit, die die politischen und schöpferischen Kräfte des baltendeutschen Adels in jener letzten Periode einer weitreichenden Verantwortung zu bewerten hatte, wird es vorbehalten sein, neben diese beiden Männer die Gestalt Max von Sivers' ins Licht zu rücken, dessen Kolonisationsarbeit ja nur einen Ausschnitt aus dem Wirkungsfelde dieser aktiven und bedeutenden Persönlichkeit ausmacht.

Rolf Schulz' Schrift über den deutschen Bauern im Baltikum hat sich nicht nur an die Fachwissenschaft gewandt, es ist ein Buch, das sich an alle richtet, die verantwortlich oder mitarbeitend in unserem völkischen Leben stehen. Ein guter Kamerad ist abgerufen worden. Aber er hat zuvor Arbeit leisten dürfen, die im lebendigen Weiterbauen unseres Gemeinschaftslebens wirksam werden muß. Und ist das nicht schließlich das Letzte, wofür wir alle schaffen?

D. Hoffe

Ein Engländer sieht das Empire

Den Volkscharakter zu erkunden ist eine der schwersten und wohl auch hinsichtlich des Wertes der dabei gezeitigten Resultate eine der am heftigsten umstrittenen Aufgaben, die sich menschlicher Geist gesetzt hat. Die gängige deutsche Vorstellung über den Engländer, die nicht nur beschreibt, sondern auch wertet, ist

bemerkenswert uneinheitlich. In den Augen der einen ist der Engländer nur ein gerissener, eiskalter Geschäftsmann, in den Augen der andern ist er die Verkörperung menschlicher Tugenden. Nicht zu leugnen ist, daß der Engländer gesellschaftlich im 19. Jahrhundert die gleiche prägende Kraft für weite Gebiete des

Kontinents besaß, wie der Franzose im 18. Jahrhundert. Das bezieht sich nicht nur auf die Mode; der „Gentleman“ hat tieferreichende Verpflichtungen. Aber das äußere Verhalten zu seinen Mitmenschen hinausgehend ist er ein bestimmter charakterlicher Typ, soweit Charakter durch Erziehung gebildet werden kann. Erst seit dem Weltkrieg scheint ihm diese Stellung verlorenzugehen. Gesellschaftliche Formungskraft auch über die Grenzen des eigenen Volksbodens hinaus ist aber nur ein Ausfluß politischer Stärke, wofür eine Reihe von Beispielen auch in größter räumlicher und zeitlicher Nähe beigebracht werden könnte.

Ebenso stark wie die Kennzeichnung des Engländer als Volkstypus schwankt auch die Bewertung seiner politischen Stellung. Der mit apodiktischer Bestimmtheit vorgetragene Ansicht von dem Zerfallsbeginn des britischen Weltreichs steht ein unerschütterlicher Glaube an die Ewigkeitsgeltung des Empire gegenüber. Je nach dem Anschein eines Erfolges oder Fehlschlages britischer Politik gewinnt der eine oder der andere Teil für kurze Zeit die Überhand. Zweifelsohne sind Verhalten und Taten der Engländer sowohl als Volkstypus wie auch als Politiker nicht ohne weiteres auf einen Nenner zu bringen. Es handelt sich hier immerhin um Probleme, nicht um einfache sondern um komplexe Größen. Vielleicht sind die verschiedenen Urteile nur Spiegelungen des gleichen gemeinsamen Charakters. Aber den „Cant“, von den Anglophoben schlicht Heuchelei genannt, sind Doktorarbeiten geschrieben worden. Verallgemeinerungen — auch die Völkerpsychologie ist auf diese gegenwissenschaftliche Methode angewiesen — sind immer bedenklich. Wenn es schon schwer ist, von einem Menschen gültig zu sagen, er ist so und nicht anders, wieviel mehr Widerstände bieten sich der Charakterisierung

eines Volkes! Da gibt es Spiegelungen und Widerspiegelungen, die die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt fließend machen.

Wenn man erstreben will, wie und was jemand ist, so soll man ihn selbst reden lassen; es ist immer noch der sicherste Weg zur Erkenntnis. Die objektivsten Bücher über die Engländer und ihr Empire helfen uns sehr wenig weiter, wenn sie von Nichtengländern geschrieben worden sind. Das gilt genau so für die Vergangenheit wie für die gegenwärtige Situation eines Volkes. Die Entwicklung eines Volkes und seiner politischen Schöpfungen lernen wir am besten durch einen Vertreter eben dieses Volkes kennen.

So ist es vom Verlag R. M. Mohrer eine dankenswerte Tat gewesen, daß er ein Buch über die Geschichte des britischen Weltreiches herausbrachte, das von einem Engländer geschrieben wurde¹⁾. Gerade solch ein Buch hat uns bisher gefehlt, denn Dibelius und neuerdings Schneider haben nichtenglische Aspekte. Der Cambridger Historiker G. M. Trevelyan hatte vor mehr als 10 Jahren eine „British history in the nineteenth century“ herausgegeben, die in England selbst weite Verbreitung gefunden hat. Sehr viele Wurzeln des heutigen England, fast alle Probleme, mit denen die britische Politik heute ringt, haben ihre Wurzel im 19. Jahrhundert. Gewiß mußte T. vielfach weiter zurückgreifen, ebenso wie er zur Durchführung seiner Linien die Darstellung konspiziert bis in die Gegenwart hat fortsetzen müssen. Wenn auch das Schwergewicht der Darstellung auf der auswärtigen Politik liegt, so hat T.

¹⁾ George Macaulay Trevelyan, „Der Aufstieg des britischen Weltreichs im XIX. und XX. Jahrhundert. (Politik, Wirtschaft, Kultur 1782—1919 mit einem Überblick über die Ereignisse von 1919—1937). Rudolf M. Mohrer Verlag, Bräun, Prag, Wien, Leipzig. 1938. S. X + 740.

die innere Politik und die soziale und wirtschaftliche Entwicklung Englands, die ja für den Aufstieg des britischen Weltreichs so sehr wesentlich sind, keineswegs stiefmütterlich behandelt. Auf keine Politik paßt die Definition Bismarcks von dem „System von Aushilfen“ besser als auf die britische, deren Improvisiertheit erstaunlich klar hervortritt. Das Umwandeln von politischen Fehlern durch Energie, Zähigkeit und Klugheit im kritischen Stadium in einen Erfolg bleibt eine bezeichnende Eigenschaft britischer Staatskunst.

Ein leuchtendes Beispiel dieser „prinzipientlosen“ und darum so erfolgreichen Politik ist die Behandlung der Burenfrage. Vier Jahre nach Beendigung des 3-jährigen Krieges, dessen Gewinnung den gesamten Machteinfluß Großbritanniens erforderte, waren die Buren im Besitze der Selbstverwaltung und damit ein treues Glied der Empire geworden.

Die in den Augen der Kontinentalen beispiellose Unwissenheit der Engländer, was kontinentale Probleme betrifft (Lloyd George bei der Vorbereitung des Versailler Vertrages!), hat ihren Grund in der Isolation Englands und in dem Umstand, daß diese im Grunde außer-europäische Macht nur einen Teil ihres Interesses auf Europa verwenden kann. Die praktischen Fähigkeiten gelten in England mehr als alle theoretischen Kenntnisse, während auf dem Kontinent die Festigkeit des Willens geist unterbewertet wird.

Überhaupt wird man bei der Betrachtung und Behandlung kontinentaler Fragen durch die Engländer die Isolation Englands als erklärendes Motiv heranziehen müssen. Äußerungen des Nationalgefühls verachtet auch Trevelyan als unzüivilisierte Ausbrüche eines Völkerhasses.

So stark und so früh das nationale Empfinden bei den Engländern einsetzte, so müßte man von ihnen gerade Verständnis erwarten. Es fehlt ihnen aber der Nachbar und damit das ewige Widerspiel der Kräfte, das einerseits zwar unerwünschte Steigerungen im Ausdruck zur Folge hat, andererseits aber abschleift und forrigniert. So muß dem Engländer — auch Trevelyan — das Verständnis für kontinentale ideengebundene Problematik bis zu einem gewissen Grade abgehen. Daher gehen wir auch in der Bewertung europäischer Personen und Ereignisse häufig andere Wege. Alle kontinentalen Dinge erscheinen bei *E.* vergrößert und veräußerlicht. Es wird keinem Franzosen einfallen, Bismarck als absolutistischen Draufgänger zu bezeichnen, er weiß um die prinzipielle Bedingtheit. Auch darin ist Trevelyan Engländer, daß er bei allem kritischen Blick, und er scheut u. A. vor einer sehr scharfen Verurteilung seiner Landsleute nicht zurück, die englische Bewertung doch als die allein richtige und auch für die anderen als eigentlich maßgebend empfindet. Wenn er auch Fehler sieht, so liebt er sie doch. Wohl bei keinem Volk ist die Subjektivität trotz des ruhig objektiven äußeren Anscheins stärker ausgeprägt als beim englischen; und nicht zuletzt dieser Eigenschaft, die sich durch nichts, auch gar nichts ins Wanken bringen läßt, hat es seine politischen Erfolge zu verdanken.

Ein trockener, zuweilen satirischer Humor und eine frische Unbekümmertheit nehmen die Lektüre des mit Dickenscher Ausführlichkeit geschriebenen Werkes die wissenschaftliche Schwerefälligkeit. Aber die Vermittlung des Stoffes, des bloß Historischen hinaus gewährt dieses Buch Verständnis für die Gegenwart des Empire und das Wesen und Tun der Engländer.

Bücherbesprechungen

Martin Luserke: „Der eiserne Morgen“, Ludwig Voggenteiler Verlag, Potsdam 1938 *).

Ein seltsames Buch, dieser Roman. Als einen gewaltigen Mythos gestaltet Luserke in ihm den Zusammenstoß der nordischen Welt mit der des Christentums um das Jahr 800. Der Eiserne Morgen: der Ausbruch des Nordens zum Gegenstoß gegen das wertauflösende Christentum. Tausend Jahre währt das Ringen; und heute noch wird darum gekämpft.

Das Weltbild, das Luserke entrollt, wird ansehnlich sein. Tausend Jahre einer schöpferischen, kämpfenden deutschen Geschichte, wechselnd zwischen gewaltigem Machtaufstieg und furchtbaren Zusammenbrüchen, haben die Vorstellung eines „ewigen Würmerfriedens“ gewiß nicht bestätigt. Diese Abgrenzung ist nötig zur Bekundung des eigenen Standortes. Aber vor uns liegt Luserkes Roman nicht als geschichtsphilosophisches Werk, sondern als dichterische, als künstlerische Leistung. Und sie packt uns von Seite zu Seite mit unheimlicher, suggestiver Kraft. Zu ihr bekennen wir uns hingerissen und gebannt.

Es ist nicht etwa ein streng architektonischer Aufbau, der die besondere Stärke dieses Romans ausmacht. Das Fehlen einer im einzelnen gestrafften Linienführung wird vielmehr oft auffallen. Etwas Unbändiges, wildwüchsig Eigenwilliges ist kennzeichnend für Luserkes Gestaltungsart (seltsam eigentlich, wieviel strenger seine kurzen Novellen wirken!). Und doch, das ist das Eigentümliche, wirkt diese Eigenwüchsigkeit nicht zuchtlos; sie hat ihre Gesetzmäßigkeit, schmer-

nachspürbar und dennoch überzeugend. Sie ist naturhaft und doch geformte Kunst.

Luserke zeichnet den vorchristlichen niederländischen Menschen und seine Landschaft, die Rhein-, Weser- und Elbemündung im Urzustande, der damals (und in manchen Resten auch heute noch) weithin herrschte. Es ist also ein Mensch, an dem ein Jahrtausend christlich-abendländischer Kultur noch nicht gearbeitet hat. Ein Mensch, der einzig aus seinem nordisch-germanischen Wertgefüge lebt. Ein schweres, ein gewagtes Unterfangen. Aber Luserke meistert es. Wir sind heute auf Idealisierungen sehr hellhörig geworden, — ein breites Konjunkturschrifttum hat uns das gelehrt. Luserke idealisiert nicht. Er zwingt uns, den vielleicht anfangs Widerstrebenden, den Glauben ab, das sein Bild dieses Menschen gültig sei. So gültig, wie das Bild jener gewaltig-unheimlich packenden Landschaft der weiten Strommündungen, Altwasser, Schilfwälder und Watteninseln, das er vor uns aufstut.

Das Bestimmende für unser Urteil über den umfangreichen Roman ist nicht die Handlungsführung, ist auch nicht der mythische Sinn, der hinter ihr liegt. Bestimmend ist die Schilderungskraft, ist die Welt, die langsam aufsteigt, fremdartig und doch verwandt, gewaltig, seltsam: eine Welt vor tausend Jahren, eine nordisch-deutsche Welt, aus der ein Jahrtausend abendländischer Kultur gestrichen ist. Das Buch zwingt zum Denken und zur Rechenschaftsablage. Es ist wie wenig andre gewachsen aus dem tiefsten, fordernden Ringen unserer Zeit um Religion, die ein Verhältnis will zu den gegebenen natürlichen Bindungen unseres Daseins. Aber kann jene Welt, die

*) Vgl. den Aufschnitt unter dem „Schriftum der Zeit“ im Februarheft, S. 94 ff.

Luserte entrollt, je wieder aufsteigen? Läßt sich ein Jahrtausend aus der Entwicklung eines Volkes streichen? Und gesetzt der Fall — wäre es ein Gewinn? Aufwühlende, offene Fragen, die Lusertes mächtiges Romanwerk in uns nachklingen läßt. Von ihrer Beantwortung wird das Gesicht unseres Volkes für Jahrhunderte geprägt werden. Darum soll man um sie wissen.

Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen.

s. 8.

Rose Planner - Petelin:
„Das heilige Land“, Roman. 1938 im Propyläenverlag, Berlin.

Unser volksdeutsches Schrifttum hat durch diesen Roman eine schöne Bereicherung erfahren. Es ist nicht nur das Gebiet, das bisher kaum eine literarische Behandlung fand und nun durch dieses Buch dem deutschen Leser lebendig wird, die wölyhynischen deutschen Siedlungen, deren Schicksale während des Weltkrieges sich in dem Roman spiegeln. Nein, es ist auch die Form, die das Buch über die Ebene der farbig ausgesponnenen volksdeutschen Schilderungs- und Erzählungsbücher hinaus auf die Ebene des wertvollen Romans hebt. Wir freuen uns umso mehr, als die Verfasserin gar keinen schriftstellerischen Namen bringt und gleich mit dem ersten großen Werke der deutschen lesenden Welt etwas zu geben hat.

Rose Planner-Petelin schreibt den Roman; genauer müßte es allerdings heißen: den Romanausschnitt einer wölyhyniendeutschen Bauernkolonie während der Besetzung Galiziens durch die Russen 1914/15. Träger der Handlung ist kein einzelner, auch der tapfere Pastor nicht, der in der ganzen notwendigen Zeit seine Gemeinde führt. Träger ist diese Gemeinde selbst, die kleine deutsche Gemeinschaft im östlichen Lebensraum, die Kolonie. Viele Einzelköpfe treten hervor, in verschiedenen Bildtiefen gezeichnet, einige vor-

dergründig scharf, meisterhaft lebendig umrissen, andere bescheidener in den Mittelgrund tretend, und wieder die Vielheit der nur aus der Entfernung gesehenen Gemeindeglieder im Hintergrunde. Der Gesamteindruck ist unerhört lebensnah, ebenso wie die Schilderung des russischen Besatzungsmilitärs einen sofort durch die unverkennbar echte und getreue Darstellung packt. Einer beigelegten Verlagsmitteilung zufolge hat die Verfasserin dies Buch im wesentlichen auf eigenen Erinnerungen und Erlebnissen als Pfarrerstöchter in Ostgalizien aufgebaut. Umso größer wird unsere Achtung. Denn sie hat es verstanden, persönliches Erlebnisgut zur gültigen Darstellung zu verdichten und damit ihren künstlerischen Leistungsbeweis erbracht. Dieser wölyhyniendeutsche Roman soll einen guten Platz in unseren Bücherfächern haben. s. 8.

E. G. Kolbenheyer, „Das gottgelobte Herz“. Roman aus der Zeit der deutschen Mystik. Langen/Müller, München 1938. 537 S.

Wie die Paracellus-Trilogie Kolbenheyers das männliche Ingenium Teutonikum in seinem Kampf gegen starren, lebens- und blutfremden Wortglauben und Buchstabendienst für sein „drittes Reich“ lebendiger Gottverbundenheit zeigt, so wagt es der Dichter hier in gewaltigem Wurf, das Erleben des Weibes zu gestalten, das sich in unendlicher Sehnsucht nach Einswerden mit dem Ewigen, Göttlichen verzehrt bis zu selbigem Überströmen in das Erlöserkind an der Grenze aller Dinge. Aus der Welt hinaus führt der Weg und mündet doch in den ewigen Kosmos, in die Schöpfungsordnung von Fleisch und Blut ein: als Mutterseeligkeit erlebt das gottgelobte Herz der Margarete Ebnerin höchste und letzte Erfüllung seiner heiligen Leidenschaft. Am dieses Kämpfen und Leiden und Reisen der jun-

gen Nonne aber flutet und wogt das fin-
kende Mittelalter in der ganzen wunder-
baren Fülle der Bilder, die dieser Dich-
ter zu zeichnen weiß — Bilder, die bei
allem strahlenden Farbenreichtum doch so
fein abgetönt sind, daß man den Herbst
spürt, der über der bunten Welt steht. —
Auch dieses Werk Kolbenheyers ist eine
begnadete Offenbarung deutschen Wesens
und Schicksals.

B.-r.

Gert Schiff: „Ein Spaziergang
durch den Alltag“. Betrachtungen. Re-
val 1938.

Jungenhaft frisch, herzhast, unbe-
kümmert, febergewandt, — so fliegt ein
Büchlein kurzer Betrachtungen über alle
möglichen Fragen auf den Tisch. Sieht
man näher hin, so verblüfft eine fast ein-
zigartige Verkoppelung von keckem Selbst-
bewußtsein, unbefangener Oberflächlich-
keit und naiver Anmaßung, mit der phi-
losophische, politische, soziologische, sittliche
und literarische Probleme journalistisch
„behandelt“ werden. Das Büchlein bietet
dem Leser viele goldene Lebensregeln
an. Wir quittieren sie mit einer einzigen,
aber umso aufrichtigeren Empfehlung:
Der Verfasser möge sich in der aktiven
völkischen Arbeit seiner Volksgruppe sei-
nen Platz suchen, an dem er schweigend
Dienst tun darf. Und wenn es auch nur
ein paar Arbeitsfahrten sind — sie wer-
den (auch für ihn!) einen größeren Wert
darstellen als drei weitere Sammlungen
journalistisch-lebensphilosophischer Apho-
rismen. Aus dem revolutionären Drauf-
gängertum einer jungen Kameradschaft
sind immer noch sittliche Werte gewachsen,
die dem Aufbau dienten. Aber der über-
heblich-forsche Einzelgängerton eines jun-
gen Mannes, der in frisch-fröhlichen Ge-
meinplätzen einiges zum Thema Volks-
tum, Nationalsozialismus, Dienst usw.
sagt, ist uns unerträglich. — „Flott“ nann-
te man das früher in Dorpat...

Offe

Josef Wießalla: „Gowin
sucht das Genie“. Paul List Verlag Leip-
zig.

Eine seltsame Fabel, in eigenwilligem
Deutsch erzählt, halb Chronik, halb My-
thos. Es geht um einen Mann, der aus
unbewußtem Müßen den industriellen
Aufstieg seines Heimatortes erschließt,
der nicht verstanden wird, aber auch sich
selbst kaum Rechenschaft geben kann,
Träumer und bauernschlauer Geschäfts-
mann in einem. Und wiederum geht es
gar nicht darum, sondern um den schöpfe-
rischen Dämon, der in einem genialen
Menschen steckt, bizarr, gewalttätig, kind-
lich weich; aber immer vorwärtsdrän-
gend, aufbauend, wo andere verdienen,
gründend, bahnbrechend um des Rausches
willen, der darin liegt. Seltsam und un-
erwartet ist der Schluß, den Wießalla die-
ser Legende gibt, unerwartet und merkwürdig
wie die Handlung selbst. — In diesem
Oberschlesier Josef Wießalla wird das
deutsche Schrifttum um einen querköpfi-
gen Gefellen bereichert. Aber wir haben
unsere Freude an dieser Art.

Monika Hunius: „Menschen,
die ich erlebte“, „Meine Weihnachten“.
Eugen Salzer Verlag, Heilbronn.

Den zahlreichen Freunden der verstor-
benen baltischen Künstlerin zeigen wir
gern die vorliegenden preiswerten Neu-
ausgaben an. Ihre Gemeinde ist ja nicht
klein: in der Heimat wie im Deutschen
Reich hat sich Monika Hunius durch ihre
schlichte und herzliche Art zu schreiben
viele Anhänger gewonnen. Jungen Men-
schen unserer drängenden und politischen
Gegenwart wird freilich Monika Hunius
weniger geben können. Ihnen wird auch
der Stil jener kindlichen Frömmigkeit, der
ihr Wesen erfüllte, zu abgerückt und zeit-
fern erscheinen. Wenn wir dies ruhig und
sachlich aussprechen, so meinen wir der
warmen Persönlichkeit Monika Hunius'

am ehesten gerecht zu werden: sie schrieb wie sie wirkte, — für die Menschen des weiten Freundeskreises, den sie sich durch ihre Art erschloß. Und für diesen ist auch die Gabe gedacht, die der Eugen Salzer Verlag durch Neuherausgabe der beiden Büchlein seinen Lesern vorlegt.

Anna Schieber: Ludwig Fugeler. E. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh. 355 S.

Es ist die Geschichte eines armen schwäbischen Dorfsjungen, nur sie ist hübsch geschrieben, ob man sie auch besinnlich lesen muß. Sie erzählt von dem Jungen, der vom ersten Samtkittelchen, das ihm die verarbeitete Hände der Wäscherin Fugeler aus Fliedern genäht hatte, bis zum späteren Emotig, immer einen Hauch von kleine Leuteart an sich trägt. So kommt es, daß, als es ihm anscheinend im Leben am besten geht, er durch ein Gestrüpp mit vielen Dornen hindurch muß, um klug zu werden. Das Werden des Knaben Ludwig ist, wie gesagt, hübsch geschrieben, ein wenig Anton Wohlfart, ein wenig David Copperfield. Ohne viel Zutun von seiner Seite, wird er von einem gütigen Geschick geschoben, bis der Zwiespalt seines Wesens angesichts zweier Frauengestalten offenbar wird, die ihm im Leben gleichzeitig entgegentreten. So handelt der Roman eigentlich von einer späten, schmerzlichen Reifung, aber er löst die angeschnittenen Probleme harmonisch, so wie er heimlich erfüllt ist von der schlichten Schönheit der schwäbischen Heimat der Verfasserin.

D. Hoffe d. A.

Beiträge zur Runde Estlands. Herausgegeben von der Estländischen Literarischen Gesellschaft. 21. Bd., 2. und 3. (Schluß-) Hest. Reval 1938. S. 65—160.

Das vorliegende Schlussheft des ersten Bandes aus der erneuerten Folge er-

hält sein Gepräge durch vier dem Gedächtnis Eduard von Gebhardt's gewidmete Beiträge. Den Anlaß bot die 100. Wiederkehr seines Geburtstages, und die im Herbst von der Literarischen Gesellschaft veranstaltete große Gedächtnisausstellung in Reval. P. Clemann-Vonn zeichnet den Entwicklungsgang des Künstlers und die wichtige Rolle, welche in seinem späteren Schaffen die heimatlichen Jugendeindrücke innehaben. In einer bedeutungsvollen Würdigung der Art und des Gehaltes Gebhardt'sche Kunst bezeichnet Clemann sein Streben, die biblischen Gestalten durch das Hineinstellen in deutsche Umwelt der protestantischen Welt näher zu bringen, als „Gebhardt's großes geschichtliches Verdienst, man möchte sagen, seine Mission“. . . , daß er der lahmen und konventionellen Schönfärberei des letzten italienisierenden Nazarenertums die mächtige Kraft und die tiefe Innerlichkeit des deutschen Menschentums entgegen gesetzt hat, . . . daß er damit auch neue Urtypen geistig erregter Männer und Frauen aus deutschem Stamme geschaffen hat“. Dr. H. Schmidt-Düsseldorf legt besonders das Verhältnis des Künstlers zur monumentalen Malerei dar. R. Graubner-Reval macht die Forschung mit bisher unbekannt gebliebenen Wandmalereien des jungen Gebhardt in Kullaarü bekannt, einer Darstellung der Kreuzigung sowie Apostelgestalten, und veröffentlicht Briefe Gebhardt's an die Familie von Pezold in Estland. Aus dem weiten Zeitraum von 1859 bis 1918 stammend, vermögen sie gut, den Künstler und Menschen in seiner Eigenart dem Leser näherzubringen. In ihrer Gesamtheit sind diese Beiträge weitere wertvolle Bausteine zu der leider noch ungeschriebenen umfassenden Darstellung des Lebens und Werkes E. v. Gebhardt's, des einzigen Sohnes unserer Heimat, „dessen Name in der Welt der bildenden Kunst

eine europäische Bedeutung gewonnen hat" (Clemann).

Die Diskussion über die Gründung des Zisterzienserinnenklosters zu Reval und den Hl. Wenzel wird von Toni Schmid-Stockholm fortgeführt, die besonders den Spuren der Legende nachgeht und in ihren Ergebnissen nicht nur zu einer weiteren Klärung der Probleme um die Klostergründung gelangt, sondern auch Beiträge zu Fragen der allgemeinen Liturgiegeschichte in den Ostseeländern gibt. Den Abschluß des auch mit Tafeln und Abbildungen gut ausgestatteten Heft-

tes bildet ein Bericht A. Friedenthals, über ein Brandgräberfeld der jüngeren Eisenzeit in West-Estland, durch den die bisher nicht große Zahl sachkundiger Ausgrabungen aus dieser Zeit um eine detaillierte Fundliste erweitert wird.

Als Ganzes vermag das Heft in der weiten Spannung seines Inhalts ebenso wie in der Weiträumigkeit der Herkunft seiner Mitarbeiter ein Zeugnis zu sein für die Weite des traditionengebenden Aufgabensfeldes der Estländischen Literarischen Gesellschaft und der von ihr getragenen Forschung.

D. R.

Mitarbeiter dieses Hefts:

Dr. Wolfgang von Siders auf Sahkapu b. Dorpat / Dr. h. c. Wolfgang Wachtsmuth, Riga /
Lieselotte von Rosen, Amt für Landbevölkerung der db. Volksgemeinschaft / Dr. Leo Graefen-
fels, Riga / Dagmar von Hehn, Riga / Dr. Johann Wülsch, Norisab, Südslavien / Schrift-
leiter Werner Bormann, Riga / Schriftleiter Dr. Leo von Middendorff, Doepat / Viktor
Guenther / Dr. Wilhelm Tenz, Kulturamt der db. Volksgemeinschaft, Riga / Dr. Gerhard
Mäung, Riga / Harald Becker, Riga.

Üz prešes likuma pamata atbild par saturu: atbildīgais redaktors Nikolajs Klots.

Redaktors Dr. Heinrichs Bosse.

Redakcijas adrese: Rīgā, M. Monētu ielā 18.

Izdevēja un spiestuve: spiestuves un izdevniecības a/s »Ernst Plates«, Rīgā, M. Monētu ielā 18.

Auf Grund des Pressegesetzes für den Inhalt verantwortlich: Verantwortlicher Schriftleiter Nikolai von Klot.
Schriftleiter Dr. Heinrich Bosse.

Adresse der Redaktion: Rīgā, M. Monētu ielā 18.

Verlag und Druck: Druckerei und Verlags-A/O. »Ernst Plates«, Rīga, M. Monētu ielā 18.

Geschichte und Kultur des Ostens!

Kirche und nationale Frage in Livland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Der Pastor und Generalsuperintendent Ferdinand Walter und seine Zeit. Von Dr. Heinrich Thimme. Gr. 8°, IV. und 144 Seiten. Kartoniert 5,80 RM.

Die lettisch-literarische Gesellschaft und das Lettentum

Von Dr. Jürgen von Hehn. Gr. 8°, VIII und 160 Seiten. Kartoniert 6,20 RM.

Volkstum und ständische Ordnung in Livland

Die Tätigkeit des Generalsuperintendenten Sonntag zur Zeit der ersten Bauernreformen. Von Dr. Konrad Haffman. Gr. 8°, IV und 156 Seiten. Kartoniert 5,80 RM.

Drei bedeutsame Werke über die friedliche Kulturarbeit des baltischen Deutschtums am lettischen und estnischen Volke.

Preussische Wirtschaftspolitik in den Ostprovinzen

Der Industrialisierungsversuch des Oberpräsidenten von Gohler in Danzig. Von Dr. Friedrich Richter. Gr. 8°, VIII und 180 Seiten. Kartoniert 6,20 RM.

Ein lebendiges Bild aus der Zeit des Ringens zwischen Deutschen und Polen um die Jahrhundertwende.

Der Aufbau des polnischen Staates

Von Dr. Hans Ulrich Rathje. Gr. 8°, VIII u. 176 Seiten. Kartoniert 6,20 RM.

... Das beste Handbuch über Polen, das wir dieser Art kennen . . . Preussische Zeitung, Königsberg (Pr).

Johann Georg Hamann und seine Bücherei

Von Dr. Nora Imendörffer. Gr. 8°, VIII und 176 Seiten. Kartoniert 6,80 RM.

Die Bücherei des „Vagus im Norden“ als den Spiegel seiner Wesenheit und seiner Interessenrichtungen aufzuzeigen, ist die tiefere Aufgabe dieser klugen Abhandlung . . . Königsberger Allgemeine Zeitung.

Preußen und Rußland im Mittelalter

Die Entwicklung ihrer Beziehungen vom 13. bis 17. Jahrhundert. Von Staatsarchivar Dr. Kurt Forstreuter. Gr. 8°, XII und 272 Seiten. Kartoniert 9.— RM.

Ein kulturhistorisch und politisch bedeutungsvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Ordens mit fesselnden Einzelheiten über die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen Preußens zum alten Rußland.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr) und Berlin W 35

Die
„Rigische Rundschau“

gegr. 1867

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Revalische Zeitung“

begründet im Jahre 1860. 1919 als „Revaler Bote“
(1930–1934 als „Revalische Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und wirtschaftlich führendes Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Regelmäßige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2,55, ohne Beilagen Ls 2,20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen. Zahlstelle in Lettland: Rigaer Börsen-Bank.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0,60 Lkr.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der „Revalische Zeitung“ (Reval, Raderstraße № 12, Postfach 435, Postadresse: Tallin, postf. 435), in Lettland: Ed. Pehholz, im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

VERÖFFENTLICHUNGEN
DER VOLKSKUNDLICHEN FORSCHUNGSSTELLE
AM HERDERINSTITUT ZU RIGA
BAND VII

Heilzauber der Letten in Wort und Tat

Band II.

Insamngestellt und übersezt
von
Edith Kurz

Preis Ls 5.80



Zu beziehen durch die Buchhandlungen und den
Verlag der A.-G. „Ernst Plates“, Riga

M. Monētu telā 18